Kaiser Maximilian,

der letzte Ritter.

Eine
kulturgeschichtliche Erzählung
für
Jugend und Volk
von

Paul Weber.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1893.

In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts — der reifste Sohn der
Zeit!

Schiller.

Vorwort.

Kaiser Maximilian ist einer der volkstümlichsten Fürsten der deutschen Geschichte, in welchem sich die Charaktereigenschaften der Germanen, Gottvertrauen, Vaterlandsliebe, Herzenstreue und idealer Zug für alles Gute und Schöne verkörpert haben; dadurch ist er auch der Liebling seiner Zeit und der Nachwelt geworden.

Sein Lebensbild, das zugleich seine Zeit und Zeitgenossen schildert, wird unter der deutschen Jugend, indem sie im Wesen des letzten Ritters vieles in ihrem Gemüte und Geiste Verwandte entdeckt, gewiß auch viele Freunde finden. Ebenso im deutschen Volk!

Die Quellen, aus denen der Verfasser den Stoff für seine auf streng geschichtlichem Boden fußende Erzählung gesammelt hat, sind:

Sigismund von Birken, genannt Betulejus, Spiegel der Ehren des Herzogtums Österreich. Nürnberg 1668.

Großthaten und Abenteuer Maximilian I. mit dem Namen Teuerdank. Ulm 1679.

Jos. Chmel, Geschichte des Kaisers Friedrich III. und seines Sohnes Maximilian I. Hamburg 1840.

Der Weiß-Kunig. Eine Erzählung von den Thaten Maximilian I. Wien 1775.

Heinrich Ulmann, Kaiser Maximilian I. Stuttgart 1891.

Karl Klüpfel, Kaiser Max I. Berlin 1864.

Karl Halthaus, Geschichte des Kaisers Maximilian I. Leipzig 1850.

Friedrich W. Barthold, Georg von Frundsberg.

Art. Kleinschmied, Augsburg, Nürnberg und die anderen Handelsstädte. Kassel 1881.

Berlin, im Frühling 1893.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Die belagerte Hofburg.

„Herzog Albrecht, unser neuer Landesherr soll leben! . . Wir wollen ihm und nicht dem Kaiser Treue halten. . . Hoch lebe Erzherzog Albrecht, unser rechtmäßiger Fürst!"

Diese Rufe tönten an einem Augusttage des Jahres 1462 aus der Volksmenge, die dichtgedrängt durch die Straßen Wiens zog und die Richtung einschlug, welche nach dem Kärtnerthor führte; dort waren die mächtigen Steinbogen desselben mit Bewaffneten, Reisigen und Fußknechten gefüllt.

Alle spähten ins Freie, nach dem Blachfelde hinaus, das sich jenseits des Stadtgrabens ausdehnte; denn eine stattliche Reiterschar näherte sich unter Trompetenschall und dem Kriegsgeschrei: „Vivat Albertus!" dem Thore.

An der Spitze derselben sprengten drei Edelleute in voller Waffenrüstung; sie trugen blanke Brustharnische, Stahlhelme, von denen weißrote

Federn niederwallten, und lange Degen. Es waren Ulrich von Ankelreuter, Hans Fronauer und Thomas der Liebenberger, die Anführer der herzoglichen Söldner.

Sobald sie über die Zugbrücke gelangt waren und unter die Thorbogen ritten, stürzten Reisige und Volk auf sie los, erhoben ein lautes Geschrei und begrüßten die Ankömmlinge wie Sieger.

„Unser glorreicher Herr Albertus entbietet euch, lieben Wienern, seinen Gruß!" rief Ulrich von Ankelreuter mit weithin tönender Stimme. „Er wird in acht Tagen Einzug in Wien halten."

„Erzherzog Albrecht, unser neuer Landesherr soll leben!" schrie das Volk, schwenkte die Filzmützen und gebärdete sich wie toll vor Freude.

Plötzlich erklangen Hörner aus der Straße, die östlich vom Kärtnerthore sich gegen die kaiserliche Hofburg hin erstreckte; die Stadtleute, welche den Platz vor den Bogen füllten, wandten sich um und schauten finster auf die Männer, die eilig herankamen.

„Der Bürgermeister und die Ratsmänner!" sagten sie zu einander und schlossen einen Kreis um dieselben, deren würdevolles Aussehen offenbar Eindruck machte, denn im Nu verstummte das wüste Geschrei und die drohend erhobenen Arme und Fäuste senkten sich.

Christoph Prenner, ein Greis, dessen lang-

wallendes Haar und bis zum Gürtel reichender Bart weiß wie Silber schimmerten, streckte beide Hände gegen den Volkshaufen aus und rief:

„Welch böser Geist ist in euch gefahren, daß ihr auf Eid und Treue, die ihr euerem Kaiser gelobt, vergeßt und einem fremden Fürsten huldigt!"

„Schweigt, Herr Bürgermeister!" unterbrach ihn ein hochgewachsener Mann mit rotem Haupt- und Barthaar, „und lästert Erzherzog Albrecht nicht. Wir dulden keine Beschimpfung unseres rechtmäßigen Landesherrn!"

Der Sprechende trat dicht vor den Greis, und seine Mienen sowohl, als Gebärden verrieten, daß er zu Thätlichkeiten bereit sei.

Der Bürgermeister ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern fuhr, dem Rothaarigen den Rücken zuwendend, fort: „Hört auf Stimme und Rat eines alten Mannes, der euch alle, seine Mitbürger, ebenso heiß liebt, wie Wien, unsere Vaterstadt. . . Ein Gesetz des Herrscherhauses Habsburg bestimmt, daß nach dem Tode des Herzogs Wladislaus, des Nachgeborenen, mit dem die österreichische Linie erloschen ist, die Herrschaft an die Nachkommen des steirischen Zweiges übergehen soll."

„Christoph Prenner hat euch die Wahrheit berichtet," rief der Stadtschreiber Euthammer, der neben ihm stand und jetzt, wo der greise Bürgermeister für einige Augenblicke schwieg,

das Wort ergriff. „Das werden euch selbst die Edelherren des Erzherzogs Albrecht, denen ihr zugejubelt, bestätigen.“

Er blickte auf den Söldnerhäuptling, welcher sein Roß aus dem finsteren Thorbogen ins Freie gelenkt hatte, und in der Nähe der Ratsmänner hielt.

Dieser schaute trotzig auf den Stadtrichter und neigte statt einer Antwort nur den Kopf.

„Wer ist das Haupt der steierischen Linie, dem die Herrschaft über unser liebes Österreich zugefallen?“ fuhr Klaus Euthammer fort. „Kein anderer, als der älteste der drei Söhne Herzog Ernst des Eisernen, Friedrich, unser glorreicher Kaiser!“

„Du lügst,“ donnerte Ulrich von Ankelreuter, indem er sein Pferd wütend vorwärts trieb. . .

„Friedrich hat durch die Annahme der Kaiserkrone feierlich auf Österreich Verzicht geleistet. Wir wollen einen Landesherrn, der sich nur um uns kümmert und nicht von Kurfürsten und Fremden beherrscht wird. Herzog Albrecht ist unser Herr, und ihm gebührt der Fürstenhut und Thron von Österreich.“

Diese mit heller Begeisterung gerufenen Worte wirkten zündend. Das Volk und die Söldner, welche bisher unter dem Thorbogen versammelt waren, drängten jetzt auf den Platz und schlossen einen Ring um die Anhänger des Kaisers.

„Herzog Albrecht, unser Landesherr, lebe hoch! ... Nieder mit den Verrätern, die Österreich an die Kaiserlichen verkauft haben!“

So schrieen Hunderte von Bürgern, während die Reisigen ihre Schwerter zogen und durch die Luft schwangen.

Der greise Bürgermeister verriet weder in Haltung, noch Mienen, daß ihn die Drohungen der Menge erschreckten, sondern stand hochaufgerichtet da. „Kaiser Friedrich ist unser Landesvater,“ rief er mit flammenden Blicken. „Ihr seid Aufwiegler, wenn ihr ihm Huldigung und Gehorsam verweigert!“

Die Aufregung des Volkes stieg immer höher; der Rothaarige, der während der Rede des Christoph Prenner verschwunden war, tauchte plötzlich wieder auf und stürmte von einem Dutzend bewaffneter Männer begleitet, auf die kleine Schar der Ratsmänner los. Hans Kirchheimer packte den Bürgermeister an der Schaube, dem weitfaltigen, mantelförmigen und mit Pelz verbrämten Oberkleide, und schrie:

„Du sollst Herzog Albrecht nicht ungestraft gelästert haben.“

Seine Begleiter, Wolfgang Holzer und Reinprecht Ebersdorf fielen über den Stadtschreiber Euthammer her, während sich die übrigen des Münzmeisters Tuchler und der anderen Ratsmänner bemächtigten.

Das Volk brach in Jubel aus und drängte

sich so dicht an die Gefangenen, daß diese nicht an Flucht denken konnten.

Sie wurden in das Schrannengebäude auf dem „Hohen Markt“ geschleppt, und durch alle Straßen und Häuser der Stadt ging das Gerücht: „Die Anhänger des Kaisers sind unterlegen! Herzog Albrecht hat durch seine Söldner die Stadt besetzen lassen.“

Das friedliche, lebensfrohe Wien verwandelte sich plötzlich in ein Kriegslager; alle Bürger, welche Herzog Albrecht als Landesherrn wünschten, griffen zu den Waffen, verließen Haus, Geschäft und Werkstätte und eilten auf den „Graben“, welcher die Stadt von der Hofburg trennte. Jenseits desselben, der tief und mit steilen Böschungen versehen war, ragten die Ringmauern der Burg auf; auf der Zinne derselben blinkten Geschütze, deren Mündungen gegen die Stadt gerichtet waren und zwischen denselben standen Schützen mit Hackenbüchsen, sowie Fußknechte, die lange Spieße trugen.

Sie erwarteten einen Angriff der aufständischen Wiener und spähten nach allen Seiten, um nicht überrumpelt zu werden.

Auf den Straßen, hinter dem „Graben“, lagerten die Reisigen, welche Herzog Albrecht in die Stadt gesandt hatte, und befanden sich trotz des bevorstehenden Kampfes in vergnügter Stimmung, denn die Wiener schleppten mit Wein

gefüllte Fässer und Körbe voll Fleisch, Brot und anderen Mundvorrat herbei.

„Unsere Befreier sollen keinen Mangel leiden,“ sagten sie und kredenzten den Söldnern Trank und Speise in so reichlichem Maße, daß diese bald ausriefen: „So gut ist es uns schon lang nicht ergangen.“

Im Rathaus hatten sich sechzig Männer versammelt und berieten den Vorschlag, welchen Wolfgang Holzer gemacht.

„Wenn ihr das ausführt, was ich euch rate,“ sagte er ihnen, „so werdet ihr mit einem Schlage nicht allein im Besitze der Hofburg, sondern auch Herren des Landes sein. Herzog Albrecht aber wird uns den Dienst, den wir ihm leisten, fürstlich belohnen, denn er ist ein großmütiger, und freigebiger Herr.“

„Täusche dich nicht, Wolf Holzer,“ unterbrach ihn Hans Kirchheimer. „Herrengunst und Kartenblätter ändern sich wie Aprilwetter. Wer weiß, ob wir an Kaiser Friedrich nicht einen besseren Fürsten gefunden hätten?“

„Ich denke nicht an mich und meinen Vorteil,“ rief Wolf Holzer stolz aus. „Mir liegt einzig das Wohl unserer Vaterstadt am Herzen. . .“

„Deren Bürgermeister du werden willst, du Schelm,“ brauste Kirchheimer auf.

Flammende Röte bedeckte bei diesen Worten das Antlitz des Gekränkten und erhob die Faust,

um sich zu rächen; da fielen ihm die Ratsmänner in den Arm und Reinprecht Ebersdorf sagte:

„Haltet Frieden! Vergeßt nicht, warum wir hier heimlich versammelt sind.“

Diese Worte übten Eindruck auf den erzürnten Holzer und er beherrschte sich.

„Meine Kundschafter haben gemeldet, daß Kaiserin Leonore heute die Hofburg verließ, um nach Mariabrunn zum Gnadenbilde der Gottesmutter zu wallfahren. Sie ist vom Prinzen Maximilian und ihrem ganzen Gefolge begleitet . . . Wir wollen im Gehölze vor der Wienbrücke auflauern und sie gefangen nehmen.“

„Euer Vorschlag ist des Kopfes, der ihn ausgesonnen hat, würdig,“ rief Hans Kirchheimer. „Das Volk nennt Euch nicht umsonst einen argen Lotter!“

Dann wandte er sich zu den Ratsmännern und sagte, während die Röte des Zornes über seine Antlitz lohte:

„Rechnet auf mich, Mitbürger, wenn es gilt, Blut und Leben für ein gutes Ziel zu opfern. Zu einem Schurkenstreiche aber, wie ihn Wolf Holzer ausführen will, bietet Hans Kirchheimer weder Hand noch Hilfe!“

„Ihr seid ein heimlicher Anhänger des Kaisers,“ unterbrach ihn Holzer und sprang auf ihn los.

„Berühr' mich nicht, feiger Wicht,“ schrie Kirchheimer, „sonst fühlst du das Eisen meines

Degens zwischen deinen Rippen ... Beim Andenken meines Vaters schwöre ich, daß ich treu zu Herzog Albrecht halte; aber auch er, mein Landesherr, wird mich nicht überreden, eine wehrlose Frau und ihr Kindlein aus dem Hinterhalt zu überfallen. Das bringt nur ein Feigling zustande!"

„Thut, was Euch beliebt," sagte Willibald Bernfinger, ein alter Ratsmann. „Hindert uns aber nicht an dem, was uns klug und reif zur Ausführung erscheint."

Hans Kirchheimer ging, ohne Gruß und ohne ein Wort zu erwidern, aus dem Saale.

„Er wird unseren Anschlag verraten und die Kaiserin warnen," rief Wolf Holzer entsetzt aus. „Hindert ihn daran."

„Das soll geschehen," erwiderte Bernfinger. „Ich werde ihm folgen und nicht aus den Augen lassen."

Während die Ratsmänner noch lange über ihr Unternehmen, das ihnen Holzer vorgeschlagen hatte, sprachen, eilte Willibald Bernfinger auf die Straße und blieb wie ein Schatten auf den Fersen des Kirchheimer hängen. Zu seinem Staunen suchte dieser sein Haus, das unter den Tuchlauben lag, auf und schien sich dort ganz behaglich zu fühlen; denn, als sein Verfolger nach einer Viertelstunde durch ein Fenster des Erdgeschoßes in die Stube blickte, sah er ihn im Hauskleide am Eßtische sitzen.

Diese Entdeckung beruhigte ihn so sehr, daß auch er heimging.

Nach einer Stunde trat aus dem Hause des Hans Kirchheimer ein Mann, der den Kittel aus groben Tuch, die Filzmütze und Bundschuhe eines Bauern trug, und in Gang wie Haltung verriet, daß er diesem Stande angehörte. Er ging, solange er sich in den Straßen der Stadt befand langsam, und beschleunigte erst seine Schritte, als er das Feld, wo die Kirche Mariahilf lag, erreichte; dann war sein Gang ein beständiges Laufen, das dem beleibten Manne sehr schwer fiel.

So gelangte er nach zwei Stunden zum Gehölze, das rings um die Wienbrücke grünte, und spähte sowohl nach allen Seiten, als auch im Grase umher; geknickte Halme und zerstampfte Wiesenböden verrieten, daß hier viele Menschen und Rosse vorübergezogen seien, und die Spuren derselben führten ins Dickicht des Wäldchens.

Der Bauer, dessen Antlitz einen traurigen, ja zornigen Ausdruck annahm, verfolgte die Heerstraße, welche gegen die Stadt St. Pölten führte und hielt erst Rast, als der Turm eines Kirchleins, das am Rande eines Baches aufragte, sichtbar wurde.

In der Wiese, die sich zwischen dem Gewässer und einem dichten Walde ausdehnte, standen Saumtiere und Rosse, während eine

Schar bewaffneter Männer vor der Pforte des Gotteshauses Wache hielt.

Der Bauer blieb in einiger Entfernung stehen, legte sich ins Gras und schien zu warten. Nach einer Viertelstunde entstand eine Bewegung unter den Reisigen; die meisten bestiegen ihre Rosse, während mehrere Diener die Saumtiere herbeiholten und zur Kirchenpforte führten. Diese wurde geöffnet und an der Schwelle erschien eine Frau von hoher Gestalt. Sie trug ein engfaltiges Gewand aus Goldbrokat und über demselben einen roten Mantel; das Haupt schmückte ein breitkrämpiger Federhut von weißer Farbe.

Das Wesen der Frau, bei deren Erscheinung sich alle ehrfurchtsvoll verbeugten, war lebhaft und die dunkle Hautfarbe, das rabenschwarze Haar, die großen, funkelnden Augen verrieten die Tochter des Südens: Kaiserin Leonore, die Gemahlin Kaiser Friedrichs III., stammte aus Portugal und wurde wegen ihres guten Herzens von reich und arm geliebt. An ihrer Hand führte sie ein liebliches Knäblein von drei Jahren, dem die goldblonden Haare in langen Locken auf Schulter und Rücken fielen und das aus seinen großen Augen, die blau wie das Himmelszelt schimmerten, fröhlich in die Welt guckte.

Der Kleine war vom Kopf bis zu den Füßen, die in winzig kleinen Schnabelschuhen

steckten, in weiße Seide gekleidet und das Federhütchen, daß sein Lockenkopf bedeckte, stand ihm prächtig. Die Blicke der Hofherren und Edelfrauen, die im Gefolge der Kaiserin gingen, ruhten mit zärtlichem Ausdrucke auf der Gestalt des Kleinen, und er schien mehr noch, als seine Mutter, die Kaiserin Leonore, der Mittelpunkt der Gesellschaft zu sein.

Es war **Maximilian**, der erstgeborene und einzige Sohn Kaiser Friedrich III.

Vor der Kirchenpforte hielt eine reich vergoldete Sänfte, die mit breiten Glasfenstern verschlossen, im Innern Sitze aus purpurrotem Sammt zeigte; sie ruhte auf gabelförmigen Stützen, an welche, vorn und hinten, ein milchweißes, mit goldenem Saumzeug bedecktes Maultier geschirrt war.

Die Kaiserin bestieg die Sänfte, und der kleine Prinz Maximilian folgte ihr, während die Reisigen das Fahrzeug umringten und nach Wien geleiteten.

In dem Augenblicke, wo sich der Zug der Wiese näherte, in welcher der Bauer ausgestreckt lag, sprang dieser auf und rief dem Anführer, Siegmund von Spaur, zu:

„Setzt Euere Waffen in stand und macht Euch auf einen Überfall gefaßt!"

Der Angerufene lenkte sein Roß zum Wiesenrand und fragte den Bauer, scharf ins Gesicht blickend:

„Wer seid Ihr. Was bedeutet Euere Warnung!“ Er endete nicht, denn das Staunen über das Erscheinen des Mannes, den er erkannt hatte, raubte ihm die Sprache ... „Hans Kirchheimer!“ rief er, nachdem er sich gefaßt. „Ihr seid ja einer unserer erbittertsten Gegner!“

„Das bin ich bis zu dieser Stunde noch,“ fiel ihm dieser ins Wort, „und werde es bleiben. Ich huldige keinem anderen als Landesherrn von Österreich, als dem Herzog Albrecht. Trotzdem ging ich verkleidet und heimlich Euch entgegen, um einen Schurkenstreich zu verhindern!“

Er machte einen Satz über dem Graben, welcher die Wiese von der Heerstraße trennte, trat so nahe ans Pferd des Hofherrn, daß nur dieser allein ihn hören konnte und berichtete vom Überfall, den die Wiener Bürger auf die Kaiserin machen wollten.

„Was soll geschehen?“ fragte Siegmund von Spaur, nachdem Kirchheimer geendet. „Ratet, helft uns!“

Dieser blickte nach allen Seiten, ob sie belauscht wurden und fuhr, nachdem er gesehen, daß der Zug sich auf einen Wink des Anführers in Bewegung setzte und jener allein zurückblieb, fort:

„Ich bürge für die Rettung der Kaiserin, wenn Ihr meinen Vorschlag ausführt.“

„Seid dessen versichert,“ unterbrach ihn Siegmund Spaur. „Ich kenne Euch schon längst

als klugen und ehrlichen Bürger, den die Wiener den Mann mit der siegreichen Zunge nennen."

Das Zweigespräch dauerte nur kurz, dann sprengte der Anführer dem Zuge nach, befahl seinem Troßknecht vom Pferd zu steigen und dasselbe dem Kirchheimer zu übergeben; nachdem dieser sich in den Sattel gesetzt, trabte er an der Seite des Sigmund von Spaur.

Sobald das Gehölze sichtbar wurde, näherte sich der letztere der Sänfte, zog den Federhut und sprach:

„Euer Majestät sind in Gefahr! Die aufrührerischen Wiener, welche im Wäldchen versteckt liegen, wollen Euch, kaiserliche Frau, nebst dem Prinzen überfallen und ins Lager des Herzogs Albrecht entführen."

Kaiserin Leonore nahm im ersten Schrecken Maximilian in ihre Arme und verbarg ihn in den Falten ihres Mantels.

„Euer Majestät müssen die Sänfte verlassen und ein Saumtier besteigen," fuhr Siegmund von Spaur fort. „Ein Mann, der unser volles Vertrauen verdient, wird Euch auf heimlichen Wegen in die Hofburg geleiten, während ich und meine Reisigen . . ."

Er endigte nicht, denn die Kaiserin unterbrach ihn aufgeregt und mit zitternder Stimme:

„Ihr wollt mich verlassen! Wer ist der Mann, dem ich das Leben meines Kindes anvertrauen soll?"

„Hans Kirchheimer,“ erwiderte der Hofherr.

„Der Aufrührer!“ schrie die Kaiserin entsetzt. „Furcht und Sorge um uns haben Eueren Geist verwirrt; sonst würdet Ihr nicht diesen Mann mir als Retter empfehlen. Wir sind verloren, denn Kirchheimer wird uns sicher dem Herzog ausliefern!“

„Beim Leben Eueres Kindes beschwöre ich Euch, kaiserliche Frau, mir zu vertrauen!“ rief Hans Kirchheimer, der sich der Sänfte genähert und die letzten Worte gehört hatte.

Die Kaiserin schaute ihm lange prüfend ins Angesicht und sprach dann:

„Euere Augen, dieser Spiegel der Seele, sagen mir, daß Ihr es gut meint . . . Ich übergebe mein Kind und mich Euerer Führung. Gott schirme uns, daß wir heil in die Hofburg gelangen.“

Sie verließ die Sänfte und bestieg das Saumtier eines Hoffräuleins, die sich in dieselbe setzen mußte, während Hans Kirchheimer den Prinzen Maximilian zu sich emporhob und in die Arme nahm.

Sobald sich Siegmund Spaur und seine Reiter dem Gehölze genähert hatten, drangen gegen hundert bewaffnete Bürger aus dem Dickicht hervor und Wolf Holzer, der sie führte, rief:

„Ergebt euch. Es soll euch nichts zu leid geschehen, wenn ihr die Kaiserin und den Prinzen ausliefert!“

Statt einer Antwort gab Siegmund von Spaur seinem Pferde die Sporen und stürmte mit geschwungenem Schwerte vorwärts, seine Reisigen folgten ihm und jagten so wild in die Reihen der Wiener, daß diese dem Anpralle nicht widerstehen konnten und zurückwichen.

Während des wilden Getümmels, wo die Kaiserlichen einzeln und zu zweien oder dreien gegen die Aufständischen kämpften, lenkte Hans Kirchheimer, den nur drei bewaffnete Hofleute begleiteten, das Saumtier der Kaiserin in einen zwischen dichten Weidenbüschen hinziehenden Feldweg und gelangten zu einer Furt, durch welche sie den Wienfluß übersetzten und auf das jenseitige Ufer gelangten.

Dort wandte er sich noch einmal um und lachte laut auf, als er die Schar des Wolf Holzer mit verhängten Zügeln gegen die Stadt fliehen sah.

„Ein dummer Fuchs, der nur ein Loch weiß," sagte er bei sich. „Diesmal habe ich den Willibald Bernfinger überlistet. Er glaubte, daß ich nicht bemerkte, wie er mir nachschlich und in meine Stube spähte . . ." Dann wandte er sich zur Kaiserin und sprach:

„Eure Majestät sind in Sicherheit!"

Er wies bei diesen Worten auf eine Schar Reiter, die schwarzgelbe Wämser und Federn von derselben Farbe als Helmbüsche trugen und über das Blachfeld ihnen entgegen sprengte; es war

die Leibwache der Kaiserin, welche Siegmund von Spaur durch einen berittenen Boten in dem Augenblicke herbeirufen ließ, wo er die Wiener Bürger angriff.

Am Thore der Hofburg stieg Hans Kirchheimer ab, verneigte sich tief vor der Kaiserin, der er den Prinzen Maximilian in die Arme gelegt hatte, und sagte:

„Ich habe mein Versprechen erfüllt. Gott schütze Euer Majestät, denn es werden schwere Zeiten über das Haus Habsburg hereinbrechen.“

Die Kaiserin reichte ihm die Hand, die er küßte und sprach:

„Ich danke Euch, edler Mann, für Schutz und Geleite! Ich werde Sorge tragen, daß mein Sohn niemals vergißt, welchen Dienst ihm Hans Kirchheimer erwiesen hat. Von dieser Stunde an zähle ich Euch nicht mehr zu unseren Feinden. Ihr habt Euch als bester, treuer Freund gezeigt. Gottes Segen sei mit Euch!“

Während die Kaiserin und Prinz Maximilian in der Hofburg ritten und die Zugbrücke wieder aufgezogen wurde, kehrte ihr Retter auf Umwegen in die Stadt zurück. Als er nach langer Wanderung am sinkenden Abend die Tuchlauben betrat, wankte ihm ein Bewaffneter, um dessen Haupt ein blutgetränktes Stück Leinwand gewunden war, entgegen; es war Willibald Bernfinger, welcher wie fast alle Bürger, die den Zug der Kaiserin überfallen hatten,

verwundet worden war. Er erkannte Kirchheimer in der Bauerntracht nicht, und so erreichte dieser ungefährdet sein Haus.

Nachdem die treuen Anhänger des Kaisers, der Bürgermeister von Wien Prenner, der Stadtschreiber Euthamer und die Ratsmänner Tierstein, Potendorf und Puchheim, welche das größte Ansehen im Volke hatten, wie noch zwölf andere Bürger ins Gefängnis geworfen worden, traten Wolf Holzer und seine Gesinnungsgenossen ungescheut auf und bethörten die Bewohner Wiens durch Versprechungen und Drohworte so sehr, daß sie alles thaten, was sie verlangten. Wolf Holzer wurde zum Bürgermeister gewählt und Boten an Herzog Albrecht gesandt, welche diesem melden mußten: „Kommt in unsere Stadt, damit die Wiener Euch als Herrn von Österreich huldigen und den Eid der Treue schwören können!"

Mit jedem neuen Tage zogen frische Scharen von Söldnern durch die Stadtthore und verschanzten sich auf dem Kohlmarkt, welcher der kaiserlichen Hofburg gegenüberlag; denn sie wollten nicht allein Wien für den Herzog gewinnen, sondern auch die Kaiserin und den Prinzen Maximilian gefangen nehmen.

Das letztere Vorhaben wurde aber vereitelt, denn plötzlich erschienen die Heerhaufen des Kaisers vor Wien und wenige Tage später traf dieser selbst ein. Er hatte, sobald er durch einen

Boten vom Überfall auf die Kaiserin und dem Aufruhr der Wiener Kunde empfangen, seinen Lieblingsaufenthalt Wiener Neustadt verlassen und war ohne Rasten nach Wien geeilt.

Als am 21. August die Bewohner erwachten, tönte die Schreckensnachricht durch Haus und Straße: „Kaiser Friedrich lagert mit einem Heere auf dem Felde von St. Marx. Er wird unseren Abfall blutig rächen!"

Dieselben Wiener, welche gestern noch für Herzog Albrecht leben und sterben wollten, drängten sich heute durch das Thor, welches in das kaiserliche Lager führte, und verlangten ungestüm, daß ihr neuer Rat, der Bürgermeister Wolf Holzer und dessen Anhänger Gnade und Schonung vom erzürnten Kaiser erflehen sollten.

Um die Mittagsstunde betraten die Wiener Ratsmänner in dunklen Gewändern und die goldenen Ehrenketten ihrer Würde am Halse tragend, das Zelt, in welchem Friedrich III. herbergte. Es war von gelber Seide, und über versilberte Pfeiler gespannt; und auf der Spitze des Zeltes wehte eine Flagge, welche das kaiserliche Reichswappen, den schwarzen Doppeladler im gelben Felde trug. Rings um das Zelt standen Reisige mit Stahlhelmen, Harnisch und Hellebarden ausgerüstet, während die weite Ebene mit Hunderten von Zelten bedeckt war, in denen das Fußvolk und die Geschützleute lagerten. Auf einem Hügel, der sich vor dem

Wallgraben der Stadt erhob, standen zwanzig Geschütze, deren Mündungen gegen Wien gerichtet waren, und daneben lagen Hunderte von Steinkugeln und eiserne Truhen voll Pulver aufgestapelt.

Der Anblick des zahlreichen Heeres und der Geschütze machte die Ratsherren ebenso, wie das Volk, das die Stadtwälle füllte, zittern, und in ihrer Angst machten die ersteren, als sie vor dem Kaiser erschienen, einen Fußfall.

Dieser, ein Greis von hoher, hagerer Gestalt, trug volle Kriegsrüstung; einen vergoldeten Brustpanzer, Beinschienen aus demselben Metall und die Füße steckten in Stiefeln aus gelbem Leder, deren Schäfte weit über die Kniee reichten. Das bartlose, von langen grauen Haaren umrahmte Antlitz des Kaisers trug den Ausdruck von Milde und Ruhe, welche den Grundzug seines ganzen Wesens ausmachten. Er liebte Stille und Einfachheit über alles, hatte nur Sinn für friedliche Beschäftigung und würde glücklicher gewesen sein, wenn ihn die Vorsehung in die Hütte eines Landmannes statt auf einen Kaiserthron geführt hätte; seine angenehmste Beschäftigung bildete die Pflege der Blumen, in der er sich weder durch eine Nachricht vom Kriegsfelde, noch über wichtige Staatsangelegenheiten stören ließ. Seine Gegner gaben ihm darum den Spottnamen: „Die kaiserliche Schlafmütze“.

Die Wiener Bürger, welche zu seinen Füßen

lagen, waren sehr erstaunt, als kein Wort des Zornes oder der Drohung, wie sie es erwarteten, über seine Lippen kam.

Seine Gedanken weilten bei Frau und Kind, und darum klang seine Rede mehr wie eine Bitte denn als Forderung:

„Alles soll euch bösen Wienern verziehen sein ... Öffnet nur euere Thore, damit ich so schnell als möglich zu den Meinigen gelangen kann!“

Wolf Holzer frohlockte im stillen, denn in seiner gemeinen Seele war bei diesen Worten ein schwarzer Plan aufgeblitzt, dessen Ausführung und Gelingen ihm wie eine große That oder ein herrlicher Sieg erschien.

Er verriet aber weder in Gegenrede noch durch Miene seine Gedanken, sondern erwiderte, noch immer auf den Knieen liegend:

„Heil unserem glorreichen — Landesherrn, den wir im festlichen Geleite in die Hofburg führen wollen. Die Stadt Wien huldigt Euer Majestät durch uns Ratsmänner!“

Dann küßte er den Saum des Waffenrockes, den der Kaiser trug, und rief so laut, daß es die Leibwache vor dem Zelte hören mußte:

„Hoch lebe unser Herr und Kaiser, Friedrich der Mildherzige!“

Während auf einen Wink des Kaisers die Ratsherren das Zelt verließen und in die Stadt zurückkehrten, befahl dieser, daß augenblicklich zum Aufbruche gerüstet werde.

„Ich will in einer Stunde die Hofburg betreten," rief er und ging ruhelos umher, bis Hans von Staremberg, sein Feldhauptmann, meldete:

„Das Heer ist bereits durch das Thor von St. Marx in die Stadt eingezogen und ganz Wien erwartet Eure Majestät!"

Kaiser Friedrich bestieg ein prächtig aufgezäumtes Roß und ritt unter dem Jubelgeschrei des Volkes, das die Straßen füllte, in die Hofburg.

Der Anblick des mächtigsten Fürsten der Christenheit und seines zahlreichen, gutbewehrten Heeres machte auf die Wiener einen so großen Eindruck, daß sie alle Feindseligkeit vergaßen, und mit dem Rufe:

„Lange lebe unser Landesherr!" denjenigen begrüßten, dem sie vor wenigen Tagen noch Tod und Vernichtung geschworen hatten. Wolf Holzer gebärdete sich so unterwürfig gegen die Kaiserlichen, daß keiner derselben den Anschlag, den er brüte, ahnte; nur Hans Kirchheimer durchschaute den Wicht und murmelte, als dieser den Steigbügel des Kaisers haltend durch die Stadt schritt: „Schmeichler — Heuchler! Wahrhaftig, Pöbels Lob — Halt keine Prob! Ich kenne das Wienervolk nicht mehr. Morgen wird es ebenso vor Herzog Albrecht kriechen, wenn er Sieger bleibt."

In dem Augenblicke, wo der kaiserliche

Zug den Graben, über welchen in Eile eine Brücke gebaut worden war, überschritt, rief Wolf Holzer, der am Eingang derselben zurückgeblieben war:

„Jetzt ist uns der alte Bär in die Falle gegangen. Wie wird Herzog Albrecht frohlocken, wenn ich ihm melde, daß wir nicht allein Frau Leonore und den Prinzen Maximilian, sondern auch den Kaiser selbst gefangen haben.“

„Herr Bürgermeister,“ unterbrach ihn Augustin Böheim, der neue Stadtschreiber, „Ihr seid ein Meister in Listen und kühnen Thaten.“

Am Abende dieses Tages besetzten zweitausend bewaffnete Bürger und eben so viele Söldner des Herzogs Albrecht die Schanzen, welche zwischen der Stadt und der Hofburg errichtet waren und stellten siebzig Geschütze auf, aus denen am Morgen des 22. August der erste Schuß gegen die Hofburg abgefeuert wurde.

Als Kaiser Friedrich von dem Knall desselben aus dem Schlafe geweckt, erschrocken fragte: „Was bedeutet das Schießen?“ erwiderte sein Feldhauptmann Hans von Staremberg, der am Bette erschienen war:

„Die aufständischen Wiener wollen Eure Majestät gefangen nehmen und an Herzog Albrecht ausliefern. Sie belagern darum die Hofburg!“

Zweites Kapitel.

Ein waghalsiger Dienst.

Wochen um Wochen verrannen und mehrere Monate gingen vorüber, während denen Kaiser Friedrich mit Ehefrau, Söhnlein und seinen Getreuen in der Hofburg eingeschlossen war. Täglich flogen aus sechsundsechzig Geschützen, die auf den Schanzen der Wiener standen, Steinkugeln in die belagerte Feste und die mit Hakenbüchsen [1]) bewaffneten Bürger feuerten, so oft sich ein Kaiserlicher auf der Wallmauer oder an einem Fenster zeigte, zahllose Schüsse ab.

Herzog Albrecht hatte in den letzten Tagen des Septembers mit einem Heer von viertausend Söldnern seinen Einzug gehalten, empfing im Rathaus auf dem Hohen Markt die Huldigung der Bürgerschaft als Herr von Ober- und

---

[1]) Eine Handfeuerwaffe, welche unter dem Lauf mit einem Haken zum Aufnehmen des Rückstoßes versehen war.

Niederösterreich und hielt seitdem hier sein Hoflager.

Die hart belagerten Kaiserlichen wehrten sich tapfer und erwiderten aus ihren Geschützen das Feuer. Eines Tages erschien Wolfgang Rudauer, der Stuckmeister, vor Friedrich und sprach:

„Ehe den Wienern nicht der rote Hahn in die Dächer gesetzt wird, lassen sie sich nicht einschüchtern.“

„Was soll geschehen?“ fragte der Kaiser.

„Ich habe Hunderte von Pfeilen, deren Schäfte mit Pech bestrichen sind, vorbereitet und werde sie, nachdem sie angezündet worden, in die Stadt abschießen; sie sollen die ganze Stadt in Brand stecken!“

„Das verhüte Gott,“ unterbrach ihn der Kaiser. „Wenn auch Tausende wegen ihres Aufruhres Strafe und Tod verdienen, so wohnen doch zehnmal mehr Unschuldige, Frauen und Kinder in Wien, deren Habe und Leben ich schonen will. Ich verbiete bei Androhung meiner kaiserlichen Ungnade dein Vorhaben auszuführen.“

Wolfgang Rudauer folgte nur widerstrebend dem Befehle des Kaisers und sagte zu seinen Waffengefährten:

„Unser Kaiser ist kein Kriegsmann; sein weiches Herz verführt ihn, das beste Mittel, die aufrührerischen Wiener zu strafen, unbenützt zu

lassen. Ich fürchte, daß diese nicht so menschlich handeln werden, wie unser guter Herr."

Er hatte recht, denn die Belagerer scheuten vor keinem Wagnis oder Versuch zurück, um in den Besitz der Hofburg zu gelangen. Die Bewohner sollten, wenn sie sich nicht übergaben, durch Feuer und Hunger vernichtet werden. In der Nähe der Gemächer, wo die Kaiserin Leonore und Prinz Maximilian wohnten, ragte ein hoher Wartturm auf; die Wiener hatten durch einen Kundschafter erfahren, daß in dem Verließe desselben der Schießbedarf aufbewahrt werde und feuerten, sobald sie dies gehört, bei Tag und Nacht glühende Kugeln ab. Diese sollten das Gebäude nicht allein in Trümmer werfen, sondern auch das Pulver, das dort aufgespeichert lag, in Brand stecken.

Einige Geschosse flogen in die Wohnräume der Kaiserin und richteten eine entsetzliche Zerstörung an, worüber die Schützen auf den Stadtwällen in lauten Jubel ausbrachen und ausriefen:

„Jetzt geht's an das Leben der Kaiserin. Sie und der kleine Prinz müssen in die Luft fliegen!"

Ehe aber dieser teuflische Wunsch ausgeführt wurde, flüchtete die Mutter mit ihrem Knaben in die Kellergelasse der Hofburg, wo sie viele Wochen lang in einem düstern und mit Stickluft gefüllten Raum, in den nur durch eine

kleine Mauerlücke das Tageslicht einfiel, zubrachte.

Nachdem weder die Steinkugeln, welche seit Monaten in die Hofburg geschleudert wurden, noch die Brandgeschosse den Mut der Verteidiger gebrochen hatten, beschloß der Feldhauptmann der herzoglichen Söldner, Niklas Fronauer, welcher die Belagerung leitete, den Kaiserlichen das Wasser zu rauben.

Ein Hagel von Geschossen regnete eines Morgens auf den Schloßbrunnen, dessen Mündung von einem Kranz mächtiger Quadersteine eingezäunt war, nieder und zerschlug die letzteren in Trümmer; nach dem Willen der Wiener sollten sie in die Tiefe stürzen und den Brunnen verschütten. Siegmund von Spaur aber, der die Verteidiger befehligte, ließ während der darauffolgenden Nacht aus Baumstämmen und Pfosten ein Schutzdach über denselben bauen, wodurch er den Plan der Feinde vereitelte.

Zu Beginn des Monats Oktober gruben die Belagerer einen Minengang, der, unter den Wallmauern der Hofburg hinziehend, bis zu den Kellern reichte, in denen die Kaiserin und Prinz Maximilian Zuflucht gefunden hatten.

Schon war die Schar ausgewählt, welche durch die Mine eindringen und die kaiserliche Frau überfallen sollte, schon lag das Pulver bereit, das, nachdem die Gefangennehmung gelungen, das ganze Schloß der Hofburg in die

Luft sprengen sollte, und schon warteten alle, welche davon wußten, auf den Schlag der Mitternachtsstunde, da machte derjenige, der das schreckliche Vorhaben ausgedacht hatte, es selbst zu nichte. Es war dies Wolf Holzer, der Bürgermeister von Wien, der in der Schenke, wo er jeden Abend unmäßig zechte, im Rausche alles verriet; denn „Trunkener Mund,“ sagt das Sprichwort, „ist wahrer Mund!“

Thomas Siebenberg, ein Goldschmied, der heimlich zu den Kaiserlichen hielt, eilte, sobald er vom geheimen Anschlage gehört, in den Stadtgraben und schoß mit seiner Armbrust drei Bolzen in die Hofburg; auf jedem dieser Pfeile steckte ein Pergamentblatt, das die Worte enthielt:

„Hütet euch. Um die Mitternachtsstunde werden euere Feinde durch eine Mine in die Burg eindringen.“

Siegmund von Spaur machte gerade die Runde auf dem Wall, als die Bolzen heransausten und in seiner Nähe zu Boden fielen; beim fahlen Licht des Mondes sah er die weißen Blätter, hob sie auf, und las die Warnung . . .

„Der Himmel schützt uns sichtbar!“ rief er seinen Waffengefährten zu, die auf seinen Hornruf herbeigeeilt waren. „Wir wollen die nächtlichen Besucher — ausräuchern!“

Und so geschah es auch. Als die Glocke

die zwölfte Nachtstunde verkündete, krochen vierzig Bürger in den Minengang und gelangten geräuschlos vordringend bis in den Hof der Burg; in dem Augenblicke aber, wo sie ins Freie emporsteigen wollten, zuckten Flammen auf und ein Qualm von Kienholz und Pech schlug ihnen ins Gesicht, so daß die meisten betäubt und des Atems beraubt niedersanken. Die übrigen Wiener, welche sich zur Wehr setzten, wurden von den kaiserlichen Reisigen niedergemetzelt und nur fünf, die flink wie aufgescheuchte Ratten in die Mine sich geflüchtet hatten, entkamen. Groß war die Bestürzung der Wiener und noch größer der Zorn des Herzogs Albrecht, als sie das Mißlingen des Planes erfuhren; hier und dort wurden jetzt Stimmen laut, welche den ganzen Krieg verwünschten und sich nach den Zeiten zurücksehnten, wo Österreich und Wien unter der Herrschaft des Kaisers Friedrich ruhig und glücklich sich fühlten.

Herzog Albrecht, welcher den Wankelmut des leicht erregbaren Volkes kannte und fürchtete, sandte seine Vertrauten Fronauer und Ankelreuter in die Hofburg und ließ dem Kaiser Frieden anbieten; dieser empfing die Abgesandten sehr huldvoll, denn er wünschte noch heißer als sein hartherziger Bruder das Ende des unseligen Bruderzwistes.

„Mein Herr ist bereit, die Belagerung auf-

zuheben und Euer Majestät freies Geleit nach Wiener-Neustadt zu gewähren," begann Fronauer, „wenn Ihr seine Bedingungen erfüllt."

„Welche sind dies?" fragte der Kaiser.

„Entsagt der Herrschaft Österreichs zu gunsten des Prinzen Maximilian," fuhr der Bote des Herzogs fort, „und williget ein, daß mein Herr, so lange dieser minderjährig ist, als dessen Vormund das Land regiere."

Kaiser Friedrich durchschaute sofort die List seines Bruders, der ihn mit diesem Vorschlag nur zum Abzug zwingen und den Thronerben in seine Gewalt bekommen wollte; sein sonst sanftmütiges Wesen geriet in hellen Zorn und er rief aus:

„Meldet Euerem Herrn, daß ich unter dieser schmählichen Bedingung keinen Frieden schließen werde. . . Eher soll diese Burg durch seine Geschosse in ein Leichenfeld verwandelt werden! Ihr seid entlassen!"

Die Boten kehrten in gedrückter Stimmung nach Wien zurück, und Herzog Albrecht schwor, daß er den Wunsch seines kaiserlichen Bruders erfüllen werde! Seitdem wurden bei Tag und Nacht Steinkugeln in die Hofburg geschleudert, und die Schützen auf den Schanzen verdoppelt, so daß die Belagerten keinen Augenblick vor einem Angriffe oder Einsturze der Ringmauern und Brand, den die glühenden Geschosse ansteckten, sicher waren.

Die ärgste Plage aber, von der sie heimgesucht wurden, war der — Hunger.

Da die Hofburg auf allen Seiten eingeschlossen und jeder, der Lebensmittel hineintragen wollte, von den Wienern oder den Söldnern des Herzogs Albrecht gefangen wurde, so hatten ihre Bewohner bald kein Brot mehr. Nur der Kaiser und die Seinigen bekamen täglich einige Stücke Weizenbrot, während die Hofleute und die Verteidiger des Schlosses sich von Hülsenfrüchten nährten.

Eines Tages, als die kaiserliche Mahlzeit nur aus gekochten Erbsen und Weißbrot bestand, bat der kleine Maximilian:

„Ach, Mutter, gieb mir ein Stück Braten! Wo sind die Krametsvögel und Tauben, welche uns die Wiener früher gebracht haben?"

„Liebes Kind," erwiderte die Kaiserin, „ich kann deinen Wunsch nicht erfüllen, denn wir alle leiden arge Not. Bitten wir Gott, daß er uns wenigstens das Schwarzbrot und die Erbsen erhalte.

Maximilian brach in Thränen aus und rief im kindlichen Zorn:

„Die bösen Wiener! Gebt ihnen doch die Erbsen, die ich nicht mehr essen mag, zum essen!"

Diese Worte hatte ein alter Diener gehört und grämte sich darüber, daß der kaiserliche Prinz harte Entbehrungen leiden mußte; als er

in seine Stube ging, hatte sein Antlitz einen traurigen Ausdruck, und darum fragte ihn Franz Kronberger, sein Neffe:

„Ohm, was fehlt Euch? Ihr trägt ja eine Miene zur Schau, als wäre Euch das größte Unglück zugestoßen.“

„Ich habe auch Ursache dazu,“ erwiderte der alte Mann. Er erzählte ihm die Klage, welche Prinz Maximilian während der Mahlzeit geführt hatte.

Franz Kronberger war eine Waise. Seine Eltern besaßen in der Brigittenau, die am Ufer des Donaustromes liegt, Hütte und Ackerland, waren aber während einer Wasserflut, wie sie alljährlich im Frühling wegen des rinnenden Eises hereinbrach, zu Grunde gegangen und nur ihr achtjähriges Kind wurde von Fischern gerettet. Als Kaiserin Leonore dies hörte, befahl sie, daß Franz in die Hofburg gebracht, auf ihre Kosten erzogen und in der Stube seines Ohms, der in ihren Diensten stand, wohnen sollte. Der Knabe gedieh gut und besuchte die lateinischen Schulen in Wien, um einst Priester zu werden. Während der Belagerung der Hofburg wollte er seine Wohlthäterin nicht verlassen und hielt sich am liebsten an der Seite des kleinen Maximilian auf.

Nachdem er die Rede des Ohms angehört, verließ er die Stube und schlich sich zur Wallmauer, die er erkletterte; von der Höhe der-

selben ließ er sich an einem Seil in den Graben hinab, kroch bis zu den Schanzen und gelangte, nachdem er diese erstiegen hatte, an der Schildwache vorüber in die Stadt. Da er die Tracht eines Schülers, das enganliegende, bis zu den Hüften reichende Wams aus schwarzem Tuch, einen kurzen Mantel von demselben Stoff, die schirmlose Mütze und einen Ledergurt, eine Tasche, die Bursa, trug, so erregte er keinen Verdacht, und niemand ahnte, daß er aus der Hofburg kam.

Franz Kronberger zog, sobald er den Kohlmarkt betreten hatte, seinen Beutel hervor und zählte die Barschaft, welche aus vier Silberstücken bestand. Ohne langes Bedenken trug er sein ganzes, mühsam erspartes Geld in den Laden eines Wildprethändlers und kaufte Krametsvögel, Rebhühner und mehrere Tauben, welche er unter seinem Mantel verbarg.

Dann wartete er, bis es Nacht geworden und kehrte auf demselben Weg in die Hofburg zurück; diesmal glückte ihm aber der heimliche Gang nicht mehr, denn ein Scharfschütze, der auf der Schanze stand, rief ihn an und feuerte, als der Schüler statt still zu stehen, durch den Graben lief, seine Hakenbüchse ab. Der Schuß traf und verwundete den Fliehenden an der Schulter; trotz der großen Schmerzen, die ihm die Kugel verursachte, setzte er seinen Lauf fort, und erreichte mühsam die Stelle an der Ring-

mauer, wo das Seil hing. Hier verließen ihn die Kräfte und er sank ohnmächtig in das Gras.

Der Knall des Schusses hatte mehrere Reisige herbeigelockt, die beim Schein einer Pechfackel — Franz Kronberger im Graben liegen sahen.

Obwohl die Wiener Schuß auf Schuß herüber sandten, kletterten zwei Kaiserliche am Seil hinab, knüpften das Ende desselben um den Leib des Schülers und zogen es, nachdem beide wieder den Rand der Mauer erklettert hatten, empor.

Die Kunde vom waghalsigen Gange, den Franz Kronberger aus Liebe zum Prinzen Maximilian unternommen, wurde bald durch die ganze Hofburg verbreitet und rührte selbst die rauhesten Krieger.

Der Kaiser befahl, daß der kühne Jüngling vor ihm erscheinen solle und rief, während er ihm segnend die Hand aufs Haupt legte, aus:

„Ich wünsche, daß mein Sohn heute und später mehr solche getreue Freunde hätte, dann würde ich ruhig sterben.“

Kaiserin Leonore aber sagte, während Thränen aus ihren Augen rannen:

„Die Heimsuchung, die Gott über uns gesandt, ist groß und bitter; sein Schutz aber waltet sichtbar. Vor zwei Monaten hat ein Wiener Bürger, der zu unseren Feinden zählte,

mich und Maximilian vor Gefangenschaft gerettet, und heute setzt ein Schüler sein Leben aufs Spiel, um uns mit einigen Leckerbissen zu versorgen!"

Und Prinz Maximilian streckte dem durch dieses Lob überglücklichen Jüngling beide Hände entgegen und rief, sich zärtlich an ihn schmiegend:

„Franz, Franz! Ich danke dir und werde dich mein Leben lang lieb haben."

Der waghalsige Dienst, den der dankbare Schüler dem Söhnlein seiner Wohlthäterin leistete, war nur ein vereinzelter Lichtstrahl in der Nacht der Leiden und Entbehrungen, die über diese und den Kaiser hereinbrachen.

Der Winter nahte mit Schneestürzen und eisiger Kälte und jeder neue Tag war trauriger, als der vergangene, denn die Lebensmittel der Belagerten nahmen bald ein Ende.

Schon jubelten Herzog Albrecht und die Wiener, schon zählte der Bürgermeister Wolf Holzer die Stunden, bis die Hofburg in ihre Hände fallen werde, da tauchte plötzlich in den Weingärten der Vorstadt St. Ulrich eine Reiterschar auf; an ihrer Spitze sprengte der tapfere Feldhauptmann Andreas Baumkircher, und sein Erscheinen setzte die Wiener in Schrecken.

Dieser Ritter, der zu den treuesten Anhängern des Kaisers gehörte, hatte, sobald er die Nachricht vernahm, daß dieser in seiner Hof-

burg von den aufrührerischen Wienern belagert werde, Steiermark, wo sein Stammschloß lag, verlassen und war mit vierzig Bewaffneten nach Prag geeilt. Sie gönnten weder sich, noch den Rossen Rast und jagten bei Tag und Nacht dahin, so daß sie schon nach drei Tagen am Hoflager des Königs von Böhmen, Georg Podiebrad, eintrafen.

„Rettet den Kaiser, Eueren Bundesgenossen, aus den Händen seiner Verräter!" beschwor er den Fürsten, indem er vor ihm auf den Knieen lag. Dann schilderte er die Not, welche in der Hofburg herrschte und schloß:

„Ich werde mit vierhundert Reisigen, die ich in Steiermark und Kärnten angeworben, dem bedrängten Kaiser zu Hilfe ziehen. . ."

„Thut dies," unterbach ihn König Georg. . . „Ich werde meinen Sohn Viktorin an die Spitze von sechstausend böhmischen Reiter stellen und nach Österreich senden.

Wehe dem Herzog Albrecht und den treulosen Wienern, wenn sie noch länger Widerstand leisten. Ich selbst will dann mit meinem ganzen Heer vor den Mauern dieser aufrührerischen Stadt erscheinen."

Andreas Baumkircher verließ ebenso schnell, wie er angelangt war, Prag und stieß bei St. Pölten mit den Scharen zusammen, welche Ritter Jan Witovec, ein Edelherr aus Krain, gen Wien führte.

Sobald Herzog Albrecht und Wolf Holzer das Herannahen dieser wegen ihres kühnen Wesens berühmten Führer vernahmen, sammelten sie ihre ganze bewaffnete Macht, die dreitausend Streiter zählte, zum Sturm auf die Hofburg. Trotzdem der Schnee in schweren Flocken vom Himmel fiel und die Kälte alles zu Eis erstarren machte, schleppten die Wiener Leitern herbei, um die Wälle zu ersteigen, und versuchten die Söldner des Herzogs, nachdem ihre Kugeln hier und dort breite Lücken in die Mauern gerissen und einen Teil derselben in Trümmer geworfen, in die Burg einzudringen.

Die Belagerten kämpften mit zäher Tapferkeit und kein Bewohner blieb in seinem Versteck, auch Kaiserin Leonore hatte ihr Versteck im Keller verlassen und lag vor einem Kreuzbilde auf den Knieen, während der Kaiser von der Zinne eines Wachtturmes aus den Ansturm der Wiener und den Kampf seiner Anhänger beobachtete.

Sein Antlitz wurde immer düsterer und die Gebärden verzweifelter, denn die Feinde drangen trotz des Widerstandes von allen Seiten in die Hofburg. Alles schien verloren!

Da klangen aus der Ferne Trompeten und Kriegsgeschrei und auf dem Felde, das jenseits der Schanzen sich ausdehnte, jagten die Reisigen des Andreas Baumkircher heran. Sobald sie die Ringmauern erreicht hatten, sprangen sie

von den Rossen und rannten über die Zugbrücke, welche bei ihrem Erscheinen gefallen war, in die Hofburg. Da sie auf der hinteren Schloßseite und unbemerkt von den stürmenden Wienern eindrangen, so erfaßte diese, als plötzlich vierhundert Bewaffnete im Burghof und auf den Wällen erschienen, ein tödlicher Schrecken. Der erste Wiener, der an die Flucht dachte, war Wolf Holzer, der Bürgermeister, und bald folgten ihm ein Dutzend Ratsmänner und Hunderte von Bürgern, so daß die Söldner des Herzogs Albrecht allein den Sturm fortsetzten. Aus den Angreifenden wurden jetzt Angegriffene und der Mut der Belagerten wuchs, so daß sie, in einem Anpralle sich auf die Eingedrungenen werfend, diese in den Graben und hinter die Schanzen zurücktrieben.

„Unser Gebet ist erhört worden!“ rief die fromme Kaiserin aus und schritt, Maximilian an der Hand führend, in den Saal, wo Kaiser Friedrich, umgeben von seinen Hofherren, den siegreichen Feldhauptmann Andreas Baumkircher empfing.

„Ein Heer von sechstausend Böhmen, das der Sohn Eueres Verbündeten, des Königs Georg Podiebrad führt,“ meldete dieser, „folgt uns auf dem Fuße.“

So geschah es auch. Am 30. November erschien König Georg Podiebrad vor den Thoren der Hofburg und ließ durch Trompeten dem

Kaiser seine Ankunft verkündigen. Während Herzog Albrecht im ohnmächtigen Zorn hinter den Schanzen blieb und die Wiener vor dem kommenden Strafgerichte zitterten, ritt Kaiser Friedrich in das Blachfeld, wo die böhmischen Scharen aufgestellt waren, und ihm folgte eine Sänfte, in der die Kaiserin Leonore und Prinz Maximilian saßen.

Nachdem die beiden Fürsten sich Gruß und Gegengruß geboten und König Podiebrad der Kaiserin gehuldigt, verließen die ersteren ihre Pferde und die letztere mit ihrem Söhnlein die Sänfte und traten in ein prächtiges Zelt; dort wurden die Bedingungen des Friedens beraten, den der Kaiser mit seinem Bruder Herzog Albrecht schließen wollte.

Nach kurzem Aufenthalt nahm Kaiserin Leonore von dem Befreier, dem Böhmenkönig, Abschied und reiste in das Hoflager zu Wien-Neustadt.

Kaiser Friedrich aber nahm die Huldigung und Abbitte entgegen, welche ihm die reumütigen Wiener in der Hofburg leisteten, dann erschien auch Herzog Albrecht und demütigte sich vor seinem kaiserlichen Bruder. Dieser ließ sich auch heute wieder von seinem milden Herzen leiten und verzieh ihm nicht allein, sondern übergab ihm auch die Verwaltung des Landes Österreich. Während König Georg Podiebrad nach Prag und Kaiser Friedrich zu den Seinigen

zurückkehrten, ließ sich auch Herzog Albrecht von den Wienern als Vertreter des Landesherrn huldigen.

An der Spitze der Bürgerschaft erschien Wolf Holzer, der mit stolzem Lächeln die Glückwünsche der Ratsherren empfing: „Der Herzog wird Euch zum Danke für die guten Dienste, die Ihr ihm geleistet, fürstlich belohnen," flüsterten sie ihm zu. „Ein Edelsitz oder gar ein Lehensgut ist Euch sicher."

Die ersten Worte aber, welche Herzog Albrecht zu den Wienern sprach, enthielten die Forderung, daß die Stadt als Kriegssteuer 10,000 Goldgulden bezahlen sollte.

Bestürzt warf sich der Bürgermeister Wolf Holzer dem Herzog zu Füßen und flehte:

„Schont uns, hoher Herr. Die Belagerung und die ewigen Rüstungen haben uns Wiener arm gemacht und das Volk hungert, denn durch den Krieg sind Ackerbau und Gewerbe zu Grunde gegangen!"

Herzog Albrecht schaute mit zornigen Blicken auf den Knienden und schrie:

„Es ist mein Wille, daß euere Stadt die geforderte Kriegssteuer binnen acht Tagen bezahlt. Zittert vor meiner Ungnade."

Als diese Rede unter dem Volk bekannt geworden war, erhob sich ein Sturm der Entrüstung wider Wolf Holzer und dessen Genossen, und alles machte ihn für das Un-

glück, das jetzt über Wien hereinbrach, verantwortlich.

„Ihr habt uns zum Abfall von einem guten Landesherrn verführt," schrieen sie. „Wie schlecht ist der Tausch gewesen. Herzog Albrecht ist ein hartherziger Fürst, der uns zu Bettlern machen will."

Wolf Holzer, der vor diesen Wutausbrüchen seiner Mitbürger zitterte und zugleich heimlich über den Undank des Herzogs, der ihn, statt zu belohnen in Ungnade entlassen hatte, empört war, sann auf Verrat. Er sammelte seine Freunde und überredete sie zu einem Aufstande, durch den der neue Herzog mit Gewalt aus der Stadt gejagt werden sollte.

Die Späher des Herzogs aber, die sich überall umhertrieben, entdeckten die Verschwörung und meldeten sie ihrem Herrn; dieser ließ den Bürgermeister und fünfzig Ratsmänner gefangen nehmen und ihnen auf dem „Hohen Markt" die Köpfe abschlagen. Das war der Lohn, den Wolf Holzer für Verrat, Trug und Lasterleben erntete.

Drittes Kapitel.

Das Gelöbnis.

Am Sankt Michaelstage des Jahres 1473, der auf den 29. September fällt, beherbergte Trier, die älteste deutsche Stadt, gar vornehme Gäste in ihren von den Römern erbauten Mauern. Kaiser Friedrich, den Herrn des Römisch Deutschen Reiches und Herzog Karl den Kühnen von Burgund.

Der letztere, der alles Land von den Ufern des Genfersees bis zu den Marken Frieslands besaß, galt damals für den reichsten und prachtliebendsten Fürsten der Christenheit. Reichtum und Prunksucht wurden nur noch von seinem Ehrgeiz übertroffen, und dieser bewog ihn, sich zum ersten Male in seinem Leben zu demütigen und dem Kaiser zu huldigen; das war ein schweres Opfer, welches ihm als Lohn die Königskrone bringen sollte. Heute kam er nach Trier, wo Friedrich sein Hoflager hielt, um sie aus dessen Händen zu empfangen.

Seit dem dämmernden Morgen füllte das

Volk die Straßen, welche aus dem St. Maximinkloster, das vor dem Stadtthor lag und wo Herzog Karl Herberge genommen hatte, nach der Pfalz, der Hofburg des Kaisers führte.

Welch ein prächtiger Aufzug entrollte sich da vor den Augen der Stadtleute, der Bauern und Fremden, die aus der Nähe und Ferne herbeigekommen waren! An der Spitze desselben ritten auf schönen reich geschirrten Rossen dreitausend Kürassiere, deren blankvergoldetes Rüstzeug, Panzer, Helm und Schwert unter den Strahlen der Herbstsonne funkelten; dann folgten fünftausend Reiter, die in Sammet, Seide und Damast gekleidet waren; hierauf kamen Herolde und Trompeter mit silbernen Hörnern und Lanzen, auf deren Spitzen bunte Fahnen wehten; dann zweihundert Edelknaben in dunkelfarbigem Sammet, die auf der Brust ihrer Wämser den goldenen Löwen Burgunds eingestickt trugen. Den Schluß dieses Zuges, in dessen Mitte Herzog Karl sich befand, bildeten sechstausend Schützen mit Armbrust und Hakenbüchsen, deren Schäfte aus edelstem Holze gefertigt und mit Silber ausgelegt waren. Wenn auch der Anblick dieser Scharen, die an Pracht, Wert und Schönheit ihrer Waffenrüstung und Gewänder nicht ihresgleichen hatten, das Volk in Staunen setzte und aufjubeln machte, so war es von dem Bilde, das Herzog Karl der Kühne bot, geradezu geblendet.

Er saß auf einem großen Rappen, über dessen Rücken eine rote Sammetdecke hing und das Saumzeug desselben bestand aus Goldschnüren und Ketten von getriebenem Silber, die Hufe waren vergoldet und auf dem Kopfe wehten drei mächtige rotgelbe Federn.

Herzog Karl, dessen fahlgelbes Antlitz mit den blitzenden dunklen Augen ein kohlschwarzer, bis zum Gürtel reichender Bart umrahmte, hatte sein Haupt mit einem Hut aus feinstem weißen Filz bedeckt und auf der innern Krempe desselben ruhte eine Krone aus Gold, die mit eigroßen Edelsteinen und Perlen geziert war. Perlen und Steine blinkten in den Falten und an den Säumen des Mantels, der aus rotem Sammet bestand und einen Wert von zweihunderttausend Goldgulden hatte.

Nicht minder kostbar waren Leibrock, Unterkleider und Strümpfe aus dunklem Sammet, und an der Hand trug er einen goldenen Ring mit jenem Demantstein, der heute noch unter dem Namen „Regent“ wegen Feuer, Reinheit und Größe berühmt ist. So gelangte der Zug in die Stadt, wo Kaiser Friedrich mit einem Gefolge von 2500 Rittern und Reisigen denselben erwartete. Wie stach das Äußere der letzteren von der Pracht der Burgunder ab! Selbst der Anblick des Kaisers fesselte das Volk nicht so sehr, wie jener des Herzogs Karl und seiner Begleiter.

Plötzlich wandten sich die Augen aller, der Männer, Frauen und Kinder von den Burgundern ab und starrten auf eine jugendliche Gestalt, welche an der Seite des Kaisers ritt.

Es war der vierzehnjährige Prinz Maximilian, der Wams, Beinkleider und kurzen Mantel aus schwarzem Sammet trug, während sein Haupt, das von goldfahlem Lockenhaar umrahmt war, unbedeckt blieb.

Er schaute aus seinen großen, tiefblauen Augen ernst auf die Menge, und auf dem Antlitze, das weiß und rosig wie eine Pfirsichblüte schimmerte, lag ein Ausdruck von Trauer.

Trotzdem bot er das Bild von Jugendfrische, Lieblichkeit und Anmut, das selbst jenes des in Gold und Sammet gehüllten Herzogs von Burgund verdunkelte.

„Heil unserem glorreichen Kaiser! Heil dem Prinzen Maximilian!“ erscholl ein tausendstimmiger, endloser Ruf durch die Straßen, aus den mit Zuschauern gefüllten Fenstern und von den Dächern der giebelgezierten Häuser.

Sobald Herzog Karl den Kaiser erblickte, stieg er vom Roß und bot ihm seinen Gruß, den dieser huldvoll erwiderte. Seine Blicke fielen auf Maximilian.

„Ist dieser herrliche Knabe Euer Sohn?“ fragte er leise den Kaiser. „Seine Erscheinung nimmt Augen und Herz gefangen.“

Er näherte sich Maximilian, legte beide

Arme um dessen Schultern, zog ihn an sich und rief, während er zärtlich die Wangen küßte:

„Sei mir willkommen, du edles, blühendes Reis des Stammes Habsburg!"

Maximilian errötete tief über diesen Gruß des als stolz und hartherzig verrufenen Fürsten und erwiderte schüchtern:

„Seid ebenfalls gegrüßt, erhabener Herzog! Ich danke Euch für die Huld, die Ihr mir erweiset!"

„Der Knabe ist nicht allein schön vom Äußeren," sagte der Burgunderfürst sich an den Kaiser wendend, „sondern auch klug; dies verrät seine Rede."

Nachdem er wieder sein Pferd bestiegen hatte, lenkte er es an die Seite des Kaisers und sprach:

„Ich bitte Euere Majestät, mit dem Thronfolger und Euerem Geleite heute meine Gäste zu sein."

Kaiser Friedrich erwiderte: „Ich danke Euch, erhabener Herzog, für die Ehre, Euer Gast sein zu dürfen!"

Der Zug kehrte nach dem St. Maximinkloster zurück, das Karl der Kühne in ein fürstliches Hoflager hatte umwandeln lassen; es glich jetzt, wo die Wände in Sälen und Gängen mit Teppichen und der Estrich mit kunstvollen Webereien bedeckt waren, wo goldene Lampen und silberne, mit buntfarbigen Gläsern versehene

Ampeln von den Decken niederhingen, einer Zauberburg der Märchenwelt.

Am prächtigsten zeigte sich der Saal ausgestattet, in welchem das Gastmahl abgehalten wurde; denn es schmückten riesige Teppiche, in welche Darstellungen aus der deutschen Sage eingewebt waren, die Wände, während auf großen Tischen aus edelstem Holz der Gold- und Silberschatz des Herzogs ausgestellt war. In der Mitte des Saales stand ein Aufbau, zu welchem neun Stufen führten, mit Schüsseln, Kannen, Bechern, Tellern und Trinkgefäßen aus getriebenem Golde bedeckt; diese Prunkstücke hatten den Wert eines ganzen Fürstentums. Außer diesem Schautische befanden sich noch drei Tafeln im Saale, welche mit Silbergeschirr in allen Gestalten bedeckt waren.

Hundert Edelknaben in roten Sammet gekleidet trugen auf vergoldeten Platten die Speisen auf und die ersten Hofherren des Herzogs kredenzten ihrem Herrn und dessen Gästen den Wein. Das Gastmahl selbst bestand aus drei Abteilungen und in jeder wurden zwanzig Gerichte aufgetragen, so daß alles, durch die Kunst der Köche köstlich zubereitet, auf den Tisch kam, was der Wald an Wild, die Lüfte an Geflügel und das Wasser an Fischen spendete.

Der Herzog von Burgund saß mit Kaiser Friedrich und Maximilian auf reichvergoldeten, mit Purpurkissen ausgestatteten Stühlen, die

auf der Erhöhung und vor einem Tisch aus Silber standen. Während des Mahles ertönten von Pfeifern und Spielleuten geblasen lustige Weisen und dazwischen klangen zwanzig Posaunen und die Rufe der nach Hunderten zählenden Gäste, sobald einer der Fürsten auf das Wohl des anderen den goldenen Becher erhob und ihm zutrank.

Weder die unbeschreibliche Pracht, die sich sowohl in Geräten als auch in der Ausstattung des Saales zeigte, noch der Frohsinn der Schmausenden und die Kunst der Spielleute konnten den Prinzen Maximilian heiter stimmen. Auf seiner Stirn lag eine Wolke der Trauer und seine Augen spähten oft nach dem Tische, wo mit vielen Edelleuten Magister Petrus Engelbrecht speiste. Und auch die Blicke desselben flogen beständig zu Maximilian hinüber und ließen keine Bewegung desselben unbeachtet.

Die ganze Erscheinung des Magisters verriet, daß er ein strenger Mann sei; die dürre lange Gestalt steckte in einer reichfaltigen Schaube aus schwarzer Farbe, der Ausdruck seines fahlgelben, runzeligen Gesichtes mit einer Habichtsnase und kleinen, stechenden Augen glich dem eines Menschen, der stets in schlechter Stimmung ist und keine Lebensfreude kennt. Seine dünnen, bleichen Lippen umspielte niemals ein Lächeln, und sie öffneten sich nur, um harte, ja verletzende Worte zu sagen.

Dieser wegen seiner Weltverachtung und Gelehrsamkeit berühmte Magister leitete seit sechs Jahren die Erziehung des Prinzen Maximilian und zeigte sich mehr als Zuchtmeister, denn als Lehrer!

Er vergaß, daß ihm ein Knabe mit empfänglichem Gemüt, Frohsinn und schalkhaftem Sinn anvertraut worden war und behandelte ihn wie einen jungen Büßer, der für das Kloster bestimmt, im Entsagen aller unschuldigen Freuden geübt werden sollte. Niemals sprach er ein herzlich klingendes oder scherzhaftes Wort zu seinem Schüler, sondern tadelte alles, Miene, Reden und Gebärden an ihm; niemals kam ein Lob aus seinem Munde und er schien das Gute im Betragen seines Schülers nicht zu sehen.

Dieser fühlte sich sehr unglücklich und zitterte vor dem Manne, der die Stelle der Eltern vertrat, den er lieben sollte!

Das ärgste Leid, welches Maximilian unter der harten Zucht des Magisters Peter Engelbrecht ertragen mußte, war, daß dieser ihn von allen Waffenspielen und ritterlichen Übungen fernhielt.

So erging es ihm auch heute, wo der Kaiser zu Ehren des Herzogs Karl von Burgund in der Stechbahn der Pfalz ein Fest mit Turnieren und Armbrustschießen veranstaltet hatte.

„Du magst an dem Gastmahl im Sankt Maximinkloster teilnehmen,“ hatte der Magister

am Morgen zu seinem Schüler gesagt. „So befiehlt es der Kaiser, obwohl nach meiner Überzeugung Knaben derlei Schaufesten fernbleiben sollen.

Die Stechbahn aber darfst du nicht betreten!“ Diese letzten Worte betrübten Maximilian so sehr, daß er den ganzen Tag über verstimmt war und seine Frohlaune verlor. Der strenge Magister hatte ja eine Freude, die seit Wochen sein Herz bewegte, grausam zerstört.

Waffenspiele und Rossetummeln, Rüstzeug und Jagd dünkten ihm als die schönsten Beschäftigungen eines Jünglings und er träumte mit offenen Augen von der Zeit, wo er ein Ritter sein würde. Sie erschien ihm wie eine Märchenwelt voll kühner Thaten, blutiger Gefahren und stolzer Siege . . .

Während des Mahles erhob Kaiser Friedrich seinen mit edelstem Wein gefüllten Pokal und rief, sich gegen den Gastgeber verneigend.

„Ich trinke auf Euer Wohl, Herr Herzog von Burgund und — Fürst von Geldern!“

Er hatte die letzten Worte besonders betont und wartete, daß dieselben von dem Geehrten mit Freude begrüßt werden sollten.

Herzog Karl aber erwiderte rasch:

„Ich danke Euerer Majestät, daß Ihr mich mit der Grafschaft Geldern belehnt . . . Mein Sinn steht aber höher . . . Krönt mich zum König von Burgund.“

Eine Wolke des Unmuts lag auf der Stirne des Kaisers und er rief erregt:

„Genügt es Euerem Ehrgeiz nicht, Herr von fünf Herzogtümern zu sein!"

Dann neigte er sich so nahe zum Herzog, daß nur dieser die folgenden Worte verstehen konnte.

„Ihr steht heimlich mit König Ludwig XI. von Frankreich in Verbindung!"

Herzog Karl erschrak und wankte wie von einem Schlage getroffen; es dauerte lange, bis er sich faßte und zornig erwiderte:

„Wer wagt es, mich des Verrates an meinem Lehensherrn zu beschuldigen?"

„Beherrscht Euch!" unterbrach ihn der Kaiser. „Meine Worte enthielten keine Anklage, sondern nur eine Warnung. Weh' Euch, wenn Ihr die mir gelobte Treue brecht!"

Das Gespräch zwischen beiden Herrschern wurde von keinem Gast belauscht, denn alle saßen zu entfernt und die meisten hatten nur Augen und Sinn für die Freuden und Schaustücke der Tafel.

Plötzlich wurden zum Schlusse des Mahles die Flügelthüren weit geöffnet und eine Schar Diener zogen dreißig silberne Schiffe, die reich bewimpelt und mit Wappenschildern geschmückt waren, in den Saal; sie waren mit Früchten aus allen Zonen gefüllt, und dann folgten sechs Boote aus feinstem Holze, deren Inhalt süßes

Backwerk bildete. Der Jubel der Gäste über diese eben so ungeahnte, wie wertvolle Überraschung war groß und alle drängten sich heran, um aus diesen Fahrzeugen, welche die Größe von mächtigen Truhen hatten, zu naschen. Aus riesigen Fässern von venetianischem Glase floß weißer und roter Wein, der auf den Rebhügeln des Rheins und Burgunds gekeltert worden war, und das Mahl drohte in ein Zechgelage auszuarten. Da gab Kaiser Friedrich ein Zeichen, und alles erhob sich, wenngleich die meisten Gäste dies recht ungern thaten, von den Sitzen, um nach Trier zurückzukehren.

Herzog Karl schritt mit verdüsterter Miene neben seinem Gaste und beherrschte nur mühsam seinen Zorn, endlich faßte er sich und winkte seinen Vertrauten, Raoul de la Grandeur, herbei; nach einem kurzen Zweigespräche, das leise geführt wurde, trug das Antlitz des Herzogs wieder einen heiteren Ausdruck. Der einzige, dessen Mienen von keinem Sonnenstrahl der Fröhlichkeit erhellt wurden, war Maximilian; je näher die Stunde kam, wo er sich in das Junkergelaß zurückziehen mußte, desto verzweifelter wurde seine Stimmung. Er achtete nicht, daß die Augen eines Greises zärtlich auf ihm ruhten und daß dieser in dem Augenblicke, wo die beiden Fürsten noch in die Vorhalle traten, rasch an seine Seite trat.

„Verzagt nur nicht, kaiserliches Herrlein,“

sagte er leise. „Ich kenne Eueren Kummer und will Euch getreulich helfen, wenn dieser ...“ er wies mit der Hand unbemerkt auf Magister Engelbrecht; „die Zuchtrute wieder schwingen sollte. Rechnet auf mich!“

Maximilian blickte verwundert auf und ein Lächeln der Überraschung verklärte sein Antlitz.

Vor ihm stand Hugo von Werdenburg, der Geheimrat und Günstling des Kaisers, von dem die Sage ging, daß er der treueste Diener seines Herrn und zugleich ein Mann sei, der Recht und Wahrheit mehr liebte, als Fürstengunst und Leben.

„Sorgt Euch nicht um mich,“ flüsterte Maximilian mit bewegter Stimme. „Ich habe gelobt, meinem Vater, wie es einem guten Sohne ziemt, in allem zu gehorchen ... Die Zuchtrute aber, von der Ihr sprecht, werde ich zerbrechen, wenn ...“

Er vollendete nicht, denn Herzog Karl, der seinen Arm auf die Schulter des Prinzen legte, rief:

„Folgt mir. Ihr sollt mein Fürsprecher bei dem Kaiser sein, der mir mißtraut.“

Er zog Maximilian in ein mit königlicher Pracht ausgeschmücktes Gelaß, in dessen Mitte ein Tisch stand; auf der Sammetdecke desselben ruhten eine goldene, mit vielfarbigen Steinen gezierte Krone, ein Scepter aus getriebenem

Golde und der Reichsapfel, eine silberne Kugel, die an der Spitze ein Kreuz trug.

„Diese Insignien, die Zeichen der Königsmacht und -Würde habe ich für meine feierliche Krönung mitgebracht," sagte der Herzog, als der junge Kaisersohn bewundernd die Kleinodien betrachtete.

Dann wies er auf eine Truhe aus blankem Eisen, die in einem Winkel stand.

„Diesen Schatz, der 80,000 Goldgulden enthält, ist für den Kaiser bestimmt," fuhr er fort, „und Ihr sollt der Überbringer sein."

Nach diesen Worten winkte er dem Anführer der Leibwache, und sofort erschienen fünfzig Trabanten, welche silberne Harnische und Beinschienen, Wappenröcke aus purpurnem Sammet und vergoldete Partisanen, langschäftige Stoßwaffen mit breiten, zweischneidigen Spitzen, trugen. Während zwanzig die Truhe hoben und in den Klosterhof schleppten und in einen Karren, dem vier Saumtiere vorgespannt, luden, schritten die übrigen zur Seite; Herzog Karl aber, der ebenso wie Maximilian sein Roß bestieg, sprengte mit diesem dem Zuge des Kaisers nach.

Kaiser Friedrich blickte finster, als er seinen Sohn in Gesellschaft des Herzogs sah und sprach unwillig zu dem ersteren:

„Wer gab dir die Erlaubnis, die Reihen meines Gefolges zu verlassen? . . ."

„Ich glaubte den Herzog zu ehren, indem ich seiner Einladung, ihn zu begleiten, folgte," erwiderte Maximilian im ehrfurchtsvollen Tone.

Das Jubelgeschrei des Volkes, das wieder in hellen Haufen den Weg säumte und der Lärm, sowie das Waffengeklirre im Zuge zwangen die Fürsten, ihr Gespräch abzubrechen, und sie ritten schweigend und nach allen Seiten huldvoll grüßend nach der Pfalz, in die Hofburg des Kaisers.

Während Herzog Karl mit seinem Gefolge in das Kloster St. Maximin zurückkehrte, betrat Kaiser Friedrich seine Gemächer, wohin der Geheimrat Hugo von Werdenburg mit bekümmerter Miene ihm folgte. Maximilian suchte den Junkerhof auf und an der Schwelle desselben kam ihm Magister Engelbrecht entgegen. Das bleiche, hagere Antlitz desselben war von Zorn gerötet und seine Augen blitzten wie Dolchspitzen:

„Euer Betragen hat den Unwillen Eueres erhabenen Vaters erregt!" schrie er. „Welche Schande muß ich an meinem Schüler erleben!"

Maximilian senkte sein Haupt und starrte zu Boden, in seinem Innern aber wallten bittere Gefühle auf und er beherrschte sich nur mühsam.

„Ihr habt eine große Strafe verdient," fuhr der Magister fort, doch er konnte nicht endigen, denn Hugo von Werdenburg trat in das Gemach und rief:

„Mein kaiserlicher Herr befiehlt, daß Ihr mit Euerem Zögling vor ihm erscheinen sollt!“

„Wir folgen Euch sofort,“ erwiderte der Magister und ging, Maximilian an der Hand führend, in das Gelaß des Kaisers.

Dieser erwartete ungeduldig das Erscheinen seines Sohnes und sagte, als dieser eingetreten war:

„Welchen Auftrag hat dir Herzog Karl, als er mit dir allein redete, gegeben?“

„Er zeigte mir Krone, Scepter und Reichsapfel,“ erwiderte Maximilian, „und auch die Truhe voll Gold, die er Euch, mein Vater, als Geschenk senden wollte.“

„Herzog Karl rechnet so sicher auf seine Krönung, daß er bereits die Zeichen seiner künftigen Würde nach Trier gebracht hat,“ unterbrach der Kaiser, sich an den Geheimrat wendend, die Rede seines Sohnes.

„Ihr habt mir und dem Reiche einen großen Dienst geleistet, Herr von Werdenburg. Das soll kaiserlich belohnt werden.“

„Es ist nur ein glücklicher Zufall gewesen, durch den der Brief des französischen Königs an den Herzog in meine Hände gelangte. Und diesen Zufall hat Prinz Maximilian herbeigeführt,“ erwiderte der Geheimrat.

„Erzählt mir alles, was Ihr wißt,“ rief der Kaiser.

„Es soll geschehen, kaiserlicher Herr,“ sagte

Hugo von Werdenburg. „In dem Augenblicke, wo Herzog Karl unseren Prinzen aus dem Saale geleitete, um ihm Krone und Schatz zu zeigen, trat ein Edelherr, dessen Kleider die Spuren eines langen Rittes zeigten, in denselben.

Ich war dem Prinzen heimlich gefolgt und stand an der Schwelle, wo der Ankömmling sich mit den Worten an mich wandte: „Welcher ist der Herzog von Burgund?“

Diese Frage setzte mich in Staunen, denn nur ein Fremder konnte sie stellen. „Woher kommt Ihr?“ erwiderte ich. „Aus dem Lager des Grafen von Romont,“ sagte er.

Mein Verdacht wuchs, denn Romont ist ja der Befehlshaber des französischen Heeres. „Ich soll dem Herzog einen Brief meines Herrn übergeben,“ fuhr der Bote fort.

„Führt mich, ich bitte Euch, zu ihm.“ Ich erfüllte seinen Wunsch und geleitete ihn in ein Gemach, wo sich die kaiserliche Leibwache aufhielt; dort unterzog ich ihn einem peinlichen Verhöre und erfuhr den Inhalt des Briefes . . .“

„Herzog Karl von Burgund ist ein Verräter,“ unterbrach der Kaiser die Rede seines getreuen Rates. „In dem Augenblicke, wo er von mir die Krönung zum König verlangte, schloß er ein heimliches Bündnis mit König Ludwig, um die kaiserlichen Söldner aus der Schweiz zu verjagen.

Euere Wachsamkeit und Klugheit haben einen gefährlichen Feind meines Hauses und des Deutschen Reiches entlarvt. Bittet um eine Gnade. Sie soll Euch zum Zeichen meiner kaiserlichen Huld gewährt sein!"

Der Geheimrat beugte sein Knie vor dem Kaiser und sprach:

„Vertraut die Erziehung Eueres Sohnes anderen Händen an, kaiserlicher Herr!"

„Ihr sollt um eine Gnade bitten und mir nicht Rat erteilen!" rief der Kaiser im strengen Tone.

„Vertraut die Erziehung des Thronerben anderen Händen an," wiederholte Hugo von Werdenburg, seine Augen fest auf das Antlitz des Kaisers heftend. „Das ist die Gnade, die ich erbitte."

Maximilian zitterte am ganzen Körper, als diese Worte an sein Ohr klangen und die Röte der Freude lohte über sein Antlitz.

„Was hat Magister Petrus Engelbrecht gethan, daß Ihr ihn unwert haltet, der Erzieher meines Sohnes zu sein?" fuhr der Kaiser fort.

„Ich antworte mit den Worten des Sängers Walter von der Vogelweide," erwiderte der Geheimrat:

„Niemand kann mit Gerten
Kindes Zucht behärten.
Den man zu Ehren bringen mag,
Dem ist ein Wort wie ein Schlag."

Der Kaiser geriet in Zorn und fragte, während seine Augen vor Erregung flammten:

„Magister Engelbrecht verantwortet Euch gegen die Anklage, welche mein Rat wider Euch erhebt. Habt Ihr jemals mein Kind geschlagen? . . .“

„Gnade, Gnade!“ jammerte der gelehrte Mann, während er in die Kniee sank und die Arme flehend ausstreckte. „Es gab kein anderes Mittel, um den harten Sinn des Prinzen zu beugen!“

„Schmäht nicht Eueren Zögling, Herr Magister,“ unterbrach ihn Hugo von Werdenburg. „Ich bürge für sein weiches, allem Guten und Edlen zugeneigtes Herz. Euere Strenge ohne jegliche Milde hat es aber trotzig gemacht und verbittert. Es glich einer Blume, die ohne den Sonnenschein der Liebe und den Himmelstau der Freude dahinwelkt!“

„Ihr seid aus meinem Dienste entlassen!“ sagte der Kaiser zum Magister. „Wie konnte ich ahnen, daß Ihr mein Vertrauen mißbrauchen und das Kind wie einen störrischen Troßjungen züchtigen würdet!“

Peter Engelbrecht erhob sich und wankte aus dem Gemache, denn er war ein eben so ehrgeiziger als harter Mann, den die Ungnade des Kaisers mehr schmerzte, als das Bewußtsein, seine Pflicht als Erzieher schlecht erfüllt zu haben.

„Wißt Ihr einen Mann von tadellosen Sitten, Klugheit und Menschenkenntnis, dem ich ohne Gefahr mein Kind übergeben kann?“ fuhr der Kaiser fort. „Ratet, helft mir!“

„Im Bayerland haust auf der Reissenburg bei Dillingen Ritter Dibold vom Stein. Der wäre der richtige Erzieher für unseren Prinzen,“ erwiderte der Geheimrat. „Ich weiß keinen besseren Mann im Deutschen Reiche.“

„Dibold vom Stein!“ rief der Kaiser erstaunt aus. „Er soll ein Meister in allen Waffenkünsten und ein Jäger wie Reiter sein, der nicht seinesgleichen hat. Wollt Ihr aus meinem Sohne einen Weidmann oder fahrenden Ritter machen?“

„Keines von beiden,“ fuhr Hugo von Werdenburg im ernsten Tone fort. „Wohl dem Fürsten und trüge er auch eine Kaiserkrone, der in unserer von Kriegsstürmen heimgesuchten Zeit im Waffendienste erfahren und selbst wehrtüchtig ist!“

„Ihr habt ein gutes Wort gesagt,“ unterbrach ihn der Kaiser. „Wie ganz anders würden sich die Geschicke des Hauses Habsburg gestaltet haben, wenn ich und meine Vorfahren selbst Heerführer gewesen wären.“

„Warum soll Maximilian nicht der erste Ritter im Reiche werden?“ schloß der Geheimrat. „Makellos in Sitten und hochherzig im Sinn, geübt in allen Waffen und tapfer, ein

Schützer des Rechtes und ein Rächer alles Unrechtes!"

Kaiser Friedrich reichte gerührt seinem Rate die Hand, welche dieser ehrfürchtig küßte und sagte:

„Wohl dem Fürsten, der Räte besitzt, die Gott mehr fürchten und die Wahrheit mehr lieben, als die Gunst ihres Herrn! Euer Vorschlag gefällt mir."

Er wandte sich zu Maximilian, der in fieberheißer Erregung das Gespräch belauscht hatte, und fuhr fort:

„Ich werde dich nach der Reissenburg senden. Von jetzt an soll Dibold vom Stein dein — Erzieher sein."

Maximilian beugte sein Knie, drückte, während Thränen über seine Wangen rannen, die Lippen auf die Hand des Kaisers und rief mit einer Stimme, welche die Bewegung seines Innern verriet:

„Beim Andenken an meine Mutter gelobe ich, daß ich ein gehorsamer Sohn sein und mich des Stammes, dem ich entsprossen, wert und würdig zeigen werde!"

„Gott schirme dich, mein lieber Sohn," erwiderte Kaiser Friedrich gerührt.

„Der Wahlspruch Kaiser Ottos I., unseres Vorfahren: Honeste vivere, aut mori — In Ehren leben oder sterben, soll der Leitstern deines ganzen Lebens sein."

„In Ehren leben oder sterben!“ wiederholte Maximilian und fügte dann mit flammenden Augen und die Hand gen Himmel hebend hinzu:

„Diesen Wahlspruch werde ich treu wie Gotteswort im Gedächtnis bewahren!“

Viertes Kapitel.

Die Jugendfreunde.

Seit der Stunde, wo Maximilian der harten Zucht des Magisters Petrus Engelbrecht entronnen war, lag heller Sonnenschein in seinem Gemüte, wie auf seiner Stirn. Sein heißester Wunsch, von einem Meister in den Waffenkünsten unterrichtet und selbst ein wehrtüchtiger Ritter zu werden, war ja erfüllt und er zählte die Stunden bis zur Abreise in die Reissenburg. Er brauchte nicht lange zu warten, denn Kaiser Friedrich befahl noch an dem Abende, wo er den Verrat des Herzogs Karl von Burgund erfahren, alles zum Aufbruche bereit zu machen.

Am dämmernden Morgen ritt er mit Maximilian und dem stattlichen Geleite von Rittern und Reisigen aus den Thoren Triers. Um die achte Morgenstunde sprengte Herzog Karl von Burgund, dem ein prächtig ausgerüsteter Troß folgte, vor die Pfalz und begehrte:

„Führt mich zum Kaiser! Ich bin ge-

kommen, um aus seiner Hand die Krone Burgunds zu empfangen."

Wie schäumte er, der Jähzornige, vor Wut, als er die Kunde von der plötzlichen Abreise desselben hörte; er tobte wie ein angeschossener Eber, drückte dem Rosse die Sporen in die Weichen und jagte in das St. Maximinkloster zurück. Die einzigen Worte, welche über seine bebenden Lippen kamen, waren: „Rache, blutige Rache!" Sein Gefolge, das einen reichvergoldeten Karren, der den Krönungsanzug, Krone, Scepter und Reichsapfel enthielt, mit sich führte, mußte vom Volke, das wieder Straßen und Plätze füllte, allerlei Spottreden anhören. Hohngelächter und wüstes Geschrei begleitete die stolzen Herren aus Burgund, welche jetzt tief beschämt und wuterfüllt die Stadt verließen, wo sie noch gestern sich stolz und dreist gebärdet hatten.

Während Herzog Karl eilig wie ein Flüchtling nach Welschland reiste, um mit dem Könige von Frankreich ein offenes Bündnis gegen Kaiser und Reich zu schließen, gelangte der kaiserliche Zug an das Ufer der Donau, nach Ulm. Dort nahm Maximilian vom Vater Abschied und ritt, nachdem er dessen Segen empfangen, stromabwärts in die Stadt Dillingen, wo ihn der Bürgermeister und die Ratsherren huldigend empfingen und in ein enges Thal geleiteten, wo auf einem hohen Felsen die Reissenburg lag.

Im Schloßhofe trat ihm Dibold vom Stein entgegen und sprach, nachdem sie sich Gruß und Gegengruß geboten hatten:

„Es ist eine Ehre für mich, daß ich Euer Lehrmeister in Waffen und Weidwerk sein darf. Sie fordern scharfe Augen, klaren Sinn und einen abgehärteten Körper. Ich will Euch keine langen Lehren geben, sondern in allem, was ein Ritter wissen und können muß, tüchtig üben; denn Übung thut mehr, als Meisterlehr!"

Maximilian erwiderte: „Ich danke Euch, edler Ritter, für Gruß und Aufnahme. Ihr sollt keinen Anlaß haben, über mich zu klagen."

Dibold vom Stein war ein Mann von kräftiger Gestalt, dessen ganzes Auftreten schlichten Sinn und gute Sitten verrieten; auf seinem von silberweißen Haaren und einem langwallenden Bart umrahmten Antlitze lag ein milder Ausdruck, die großen, braunen Augen blickten frei und mit warmen Glanze ins Leben hinein und aus einem guten Herzen heraus. Sein ganzes Wesen schien jedem, der ihm begegnete, zu sagen: „Vertraue mir, denn ich bin ohne Falsch." Wer aber länger mit dem Ritter verkehrte und seine kernige, echt deutsche Art, zu denken und zu handeln kennen lernte, der liebte ihn und blieb ihm für immer zugethan. —

Dibold vom Stein geleitete seinen Gast nach einem Saale, wo mehrere Junker versammelt waren und sprach: „Ich geselle euch dem Sohne

unseres Kaisers zu, der keinen anderen Wunsch hat, als den, ein tapferer Ritter zu werden!"

Die Junker boten Maximilian den Willkommgruß, und dieser fühlte sich bald heimisch unter seinen neuen Genossen. Einer, ein schlanker Jüngling mit dunkler Hautfarbe und schwarzen, feurigen Augen, gefiel ihm besonders und er fragte, sich ihm vertraulich nähernd:

„Wie heißt du? Woher stammst du?"

„Mein Name ist Kunz von der Rosen," erwiderte dieser. „Meine Heimat liegt in der Steiermark."

„Dann sind wir Landsleute," rief Maximilian freudig aus.

„Ihr seid mir noch mehr, als dies," unterbrach ihn Kunz.

Maximilian horchte auf.

„Ihr seid der Sohn jener hohen Frau, die ich als meine größte Wohlthäterin verehre," fuhr er fort.

„Erzähle mir von meiner Mutter," unterbrach ihn Maximilian, während eine Thräne in seinen Augen glänzte. „Es sind jetzt sieben Jahre vergangen, seitdem ich sie verlor. Ihr Bild steht aber noch hell und unvergessen in meiner Seele. Es giebt wohl kaum eine Stunde, in der ich nicht an sie denke . . ."

„Mein Vater stand im Heere des Kaisers," begann Kunz von der Rosen, „und diente ihm treu. Im Jahre 1463 zog er nach Wiener-

Neustadt, um diese Stadt gegen die Angriffe der Ungarn, welche König Matthias Corvinus führte, zu verteidigen. In der Schlacht, die vor den Mauern derselben gekämpft wurde, fiel mein Vater und wurde als Leiche in das Haus getragen, wo die Mutter mit mir Herberge genommen hatte; sie war ihm in den Krieg gefolgt. Der Tod ihres Gatten, den sie über alles liebte, brach ihr Herz, und nach drei Tagen war ich eine Waise, die im Getümmel des Kriegslagers verkommen mußte. Zu meinem Glücke hörte Kaiserin Leonore von meinem Schicksal und sandte einen Hofherrn in die ärmliche Hütte, wo ich verlassen neben den Leichen meiner Eltern saß . . . Eine Stunde später befand ich mich in der Hofburg zu Wiener-Neustadt, und die Kaiserin sagte, während sie wie segnend ihre Hand auf mein Haupt legte:

„Dein Vater war ein tapferer Mann. Er starb für seinen Kaiser. Ich werde für dich wie eine Mutter sorgen!" Und sie hat ihr Wort erfüllt, denn auf ihren Befehl kam ich in die Reissenburg und wurde unter die Junkerschar aufgenommen."

Maximilian erwiderte, ihm treuherzig in die Augen schauend: „Kunz von der Rosen, du sollst mein lieber Gespiele sein!"

Dieser küßte die dargereichte Hand und rief:

„Ich danke Euch für diese Huld, der ich mich wert zeigen will!"

Er besaß ein schlichtes, argloses Herz, das Lüge und Verstellung haßte, aber eine Schalksnatur, die nichts mehr liebte als Leute, denen Witz und Scharfsinn fehlten, zu narren.

Tag und Nacht sann er auf tolle Einfälle und lustige Streiche und zeigte sich niemals frohlauniger, als wenn ihm ein Schelmenstück gelungen war.

Die Lebensweise der Junker, unter und mit denen Maximilian sich sehr glücklich fühlte, war einfach und streng; ein gemeinsamer Schlafsaal, gemeinsame Gelasse für Lernstunden und Mahlzeiten und gemeinsame Tummelplätze verhinderten, daß sich einer absonderte oder einsame Wege ging.

Wenn sie die Lehrsäle, wo sie im Schreiben, Geschichte und Völkerkunde unterrichtet wurden, verlassen hatten, eilten sie in die Fechtstuben, wo sie nach Schwert, Lanze und Dolch griffen, um sich im Führen derselben, bei Hieben und Stichen, zu üben. Oder sie nahmen Armbrust und Feuerrohr in die Hand, aus denen sie Bolzen und Kugeln nach der Scheibe schoßen.

Ein anderes Mal suchten sie die Rennbahn auf, in der sie Rosse bestiegen und in allen Gangarten tummelten, bald pfeilgeschwind dahinfliegend und mit der Lanze nach Scheibe oder Ring stechend, und bald wieder sie zu ruhigem Trabe zügelnd.

Schwerterkampf, Lanzenbrechen und Arm-

brustschießen, bei denen jeder nach dem Siegespreis rang, bildeten die Hauptbeschäftigung, und Maximilian war darin einer der gewandtesten und kühnsten.

Im Herbst zogen alle zu fröhlicher Jagd in Wald und Heide hinaus, wo die Rüden bald einen Hirsch und, wenn der Winter gekommen war, wohl auch Wölfe und Wildschweine aufspürten.

Das war eine prächtige Schule, in welcher nicht allein der Körper gestählt, sondern auch der Geist des echten Rittertums und mannhaft edles Wesen gebildet wurden.

Eines Morgens ritt Dibold vom Stein mit seinen Junkern in den Wald, um Hirsche zu pürschen.

Maximilian, der allen voran sprengte, entdeckte bald die Fährte eines Wildes, stieg vom Rosse und kroch durch Busch und Gestrüppe, bis er eine Schlucht erreichte; dort sprang ein Hirsch auf, der beim Anblicke des Jägers tiefer in den Wald flüchtete. Maximilian führte seinen Hund an der Leine und verfolgte so eifrig das Wild, daß er seine Gefährten vergaß. So gelangte er, den Wald aufwärts steigend, auf den Gipfel eines Berges, der auf der entgegengesetzten Seite steil abfiel. Er hielt Umschau und erblickte plötzlich den Hirsch, der in einer Mulde stand. Sobald der Jagdhund das Tier in der Tiefe aufgespürt, rannte er in großen

Sätzen den steilen Abhang nieder und riß Maximilian, welcher ihn an der Leine festhielt, mit sich; dieser verlor den Halt unter den Füßen und rutschte so rasch abwärts, daß er fast den Atem verlor. Es war ein wüstes, steiniges Feld, in welchem weder Baum noch Strauch grünte, wo er sich hätte festhalten und vor dem Absturze retten können.

Er schaute in die Tiefe und gewahrte mit Entsetzen, daß das Gerölle, auf dem er, vom Jagdhunde gezerrt, unaufhaltsam herabrutschte, in einem Abgrunde endete.

Der Hirsch machte plötzlich einen mächtigen Satz und sprang über die Kluft; der Jagdhund bellte laut und wollte ihm nachsetzen. Ein paar Schritte noch und Maximilian stürzte, da die Leine sich so fest an seine Faust gewickelt hatte, daß er diese nicht frei machen konnte, in die Tiefe.

In dieser tödlichen Gefahr verlor er aber weder Ruhe noch Fassung. Am Rande des Abgrundes ragte ein Baumstumpf aus dem steinigen Boden, und dieser mußte ihm zur Rettung dienen. Mit Anstrengung aller Kräfte riß er den Jagdhund nach hinten, so daß die straff gespannte Leine lose hing, schlang sie blitzschnell um den Stamm und hielt sich mit der rechten Hand krampfhaft an demselben fest. So gelang es ihm wieder, die Füße in den Boden zu stemmen und das Rutschen zu hemmen.

In der Thaltiefe hielt Ritter Dibold vom Stein und blickte angsterfüllt nach der Höhe, wo sein kaiserlicher Zögling abstürzte. Als dieser durch einen kräftigen Ruck und das Anklammern an den Baumstumpf sich vor dem Fall in den Abgrund gerettet hatte, jubelte er laut auf und rief:

„Maximilian, Ihr seid ein Bergsteiger, der an Kühnheit und Geistesgegenwart kaum seinesgleichen hat. Ich bin stolz auf Euch!“

Dieser aber, dem das Lob aus dem Munde seines Meisters gar wohl gefiel, löste die Leine, die seine Faust blutrünstig geschnürt hatte, und stieg den steilen Abhang wieder empor, bis er einen Pfad fand, der ihn ungefährdet thalwärts, zu seinen Jagdgenossen führte.

Seitdem blickten alle, die in der Reissenburg wohnten, noch stolzer auf Maximilian; er war nicht allein der Sohn des Kaisers, den sie in ihm verehrten, sondern auch ein tapferer Genosse, der für sie ein Vorbild an Kraft und zäher Ausdauer wurde.

An einem Wintertage, der mit Schneestürzen und eisig wehenden Lüften hereingebrochen war, trat Kunz von der Rosen in das Gelaß, wo Maximilian soeben seine Armbrust in stand setzte. Meister Dibold hatte nämlich seine Schüler nicht allein in der Führung der Waffen, sondern auch in der Kunst, dieselben zu verfertigen unterrichtet, so daß der Kaiser=

sohn sich bald selbst Panzer und Schwert schmieden und Feuerrohr wie Schießgeräte in stand setzen konnte.

„Im Dickicht des Wallgrabens haust ein mächtiger Eber," rief Kunz. „Heute soll er gejagt werden. Wollt Ihr daran teilnehmen?"

Maximilian sagte, wo es sich um einen Pürschgang oder kühnen Ritt handelte, niemals nein, und rüstete sich darum sogleich zur Jagd. Außer der Armbrust trug er ein scharfes kurzes Dolchmesser und den sogenannten Saufänger im Gürtel.

Nachdem er und Kunz, von drei Jagdleuten begleitet, in den Wallgraben gelangt waren, fanden sie, daß das Wasser in demselben gefroren und eine starke Eisdecke bildete. Sie betraten dieselbe und ließen die Rüden los, welche sofort in das Gestrüppe stürmten und die Fährte des Wildschweines aufstöberten. Es brach von den Hunden gehetzt plötzlich hervor und rannte über das Eis, um ins Freie zu gelangen.

Kunz von der Rosen stellte sich dem wütenden Tiere entgegen, ließ sich, sobald es nur wenige Schritte von ihm entfernt war, nieder und hielt ihm den gezückten Saufänger*) entgegen; es sollte sich, da es blindlings und mit erhobenen Hauern gerade auf ihn los lief, daran spießen.

---

*) Ein Seitengewehr mit kurzer, gerader, nach der Spitze zu zweischneidiger Klinge.

In dem Augenblicke aber, wo Kunz sich, um kräftig und sicher stoßen zu können, auf das rechte Knie niederließ und den Griff des Fängers auf dasselbe stützen wollte, glitt er auf der spiegelglatten Eisfläche aus, verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden.

Der Eber sprang hinzu und schon berührten seine scharfen, großen Zähne den unglücklichen Jäger, der im Fallen die Waffen verloren hatte, da sah Maximilian die Gefahr des Jugendgespielen und eilte ihm mit erhobenem Dolche zu Hilfe. Ehe noch das Tier Kunz erreichte und tödlich verletzte, drängte er sich zwischen beide und stieß die Waffe in die Weichen des Ebers. Dieser bäumte sich, während blutiger Schaum aus dem geöffneten Rüssel floß, und machte eine blitzschnelle Wendung, wodurch er sich im Nu seinem neuen Angreifer gegenüber befand. Maximilian führte einen zweiten und dritten Stich, von denen aber keiner das Tier tödlich verwundete, sondern nur in größere Wut brachte.

Plötzlich zerbrach die Klinge des Dolches und er, der nicht zurückweichen wollte, denn dadurch wäre sein Gefährte verloren gewesen, wehrte sich, so kräftig er konnte, mit dem Heft seiner Waffe.

Der Eber riß ihm mit seinen scharfen Hauern eine Wunde in den Schenkel und Maximilian, der sah, daß er bald unterliegen müsse,

machte sich auf das ärgste gefaßt. In diesem Augenblicke sah er den Saufänger, den Kunz fallen gelassen, auf dem Eise liegen, ergriff ihn und stieß ihn tief in den Hals des Ebers; dieser sank zu Boden und verendete nach einigen heftigen Bewegungen.

Kunz von der Rosen erhob sich, trat zu Maximilian und sagte mit einer Stimme, welche die Rührung seines Innern verriet:

„Ihr habt mir das Leben gerettet! Das werde ich niemals vergessen. Gott gebe, daß ich durch eine mannhafte That Euch zeigen kann, wie teuer Ihr mir geworden seid!“

Maximilian drückte ihm warm die Rechte und erwiderte:

„Wir wollen Freunde bleiben für das ganze Leben.“

Jetzt erst sah Kunz das Blut, das in schweren Tropfen aus der Wunde seines Retters floß.

„Ihr seid verletzt worden,“ rief er entsetzt.

Maximilian sank leblos nieder und mußte von seinem Freunde und den Jägern, die auf den Ruf des letzteren herbeigeeilt waren, in die Burg getragen werden.

Das war ein schmerzvolles Siechtum, das der tapfere Prinz durchlitt, ehe er von seiner schweren Wunde genas; während desselben wich Kunz von der Rosen nicht vom Bette des Freundes und wiederholte immer:

„Maximilian hat für mich sein Leben gewagt!“

Nachdem dieser wieder genesen, lahmte er noch längere Zeit und durfte weder ein Roß besteigen, noch an den Waffenspielen teilnehmen; eine Entsagung, die, wie er oft Dibold vom Stein und seinen Jugendgenossen versicherte, ihn mehr schmerzte, als die Wunde, welche ihm die Hauer des Ebers geschlagen hatten.

So vergingen drei Jahre, welche Maximilian in der Reissenburg verlebte und während deren er nicht allein in allen nützlichen Kenntnissen, wie Geschichte, Sprachen und Lebensweisheit unterrichtet wurde, sondern auch körperlich so erstarkte und so tüchtig sich ausbildete, daß er in allem, was zu den Tugenden und leiblichen Vollkommenheiten eines echten Ritters gehörte, eine Meisterschaft erreichte.

Eines Tages erschien ein Herold des Kaisers in der einsamen Burg und meldete ihm:

„Mein Herr, der Kaiser entbietet Euch an sein Hoflager.“

„Wo weilt mein Vater jetzt?“ erwiderte Maximilian.

„In Landshut, am Hofe des Herzogs Georg von Bayern, welcher seine Vermählung mit Hedwig, der Tochter des Polenkönigs Kasimir, feiert. Ihr sollt, so ist der Wille meines kaiserlichen Herrn, mit mir dorthin reiten.“

Maximilian rüstete sich sogleich zur Abreise

und verließ im Mai des Jahres 1475 die Reissenburg. Als er, von hundert Rittern und Reisigen geleitet, in die Stadt Landshut einzog, kam ihm Herzog Georg und dessen Bruder Christoph entgegen und begrüßten ihn wie einen lieben, willkommenen Gast. Herzog Christoph war ein Riese an Körper und Kraft und galt als ein Meister im Turniere.

„Morgen giebt es hier ein Schauspiel," sagte er zu Maximilian, während sie unter dem Jubel des Volkes in die Herzogsburg ritten, „das Euch Freude und Ergötzen bereiten wird! Ich weiß, daß Euer ganzes Sinnen und Streben darauf gerichtet ist, ein echter Ritter zu sein. Mein Bruder hat die tapfersten Herren des Landes zu einem Turniere eingeladen, bei dem die Blüte der deutschen Ritterschaft mit den Fremden Lanzen brechen sollen."

„Wer sind diese Fremden?" fragte Maximilian.

„Die Edelleute, welche die Braut aus Polen hierher geleitet haben," erwiderte der Herzog. „Es soll einer unter ihnen sein, der sich rühmt, daß er noch jeden Gegner in den Sand geworfen. Ich habe gestern, als er auf der Stechbahn sein Wappenschild vor dem Zelte der Polen aufrichtete, das meinige daneben gehängt und dadurch ihn zum Zweikampfe herausgefordert."

Maximilian hörte diese Reden mit freude-

strahlendem Antlitze an und frohlockte, denn von jetzt an konnte er dem Stechen und Lanzenbrechen beiwohnen, während er früher, solang er nicht von einem Meister als wehrtüchtig erklärt worden, dieselben nur von der Schaubühne aus sah.

Er drückte dem Herzog die Hand und rief: „Wie freue ich mich, Euch morgen als Sieger begrüßen zu dürfen!“

Unter diesen Gesprächen waren sie in die Burg gelangt und Maximilian eilte in die Arme seines Vaters; dieser ließ seine Blicke lange auf Gestalt und Antlitz des Sohnes ruhen und sagte endlich:

„Sei mir willkommen, mein Maximilian. Du bist in der Zeit, wo du die Schule des Dibold vom Stein besuchtest, kräftiger geworden, alles an dir verrät Gewandtheit und frohgemuteten Sinn!“

Maximilian küßte die Hand des Kaisers und erwiderte: „Ich bin glücklich über diese Worte und danke Euch für die huldvolle Begrüßung!“

Jetzt traten auch die anderen Fürsten, welche in Landshut versammelt waren, herzu und boten ihm ein herziches: Willkommen!

Maximilian hatte für diese Ehren aber wenig Aufmerksamkeit, denn seine Gedanken beschäftigten sich nur mit dem morgigen Turnier, und er verbrachte eine schlaflose Nacht, indem

er sich den Verlauf desselben in seiner Weise ausmalte.

Beim ersten Morgengrauen verließ er sein Bett, rüstete sich, ließ sein Roß satteln und sprengte vor das südliche Stadtthor, wo sich die Stechbahn ausdehnte.

Hier herrschten das Treiben und der Lärm eines Kriegslagers; Diener und Troßjungen liefen hin und her, Reisige trugen Waffen, schrieen einander zu und dazwischen gingen Ritter, die ihre Wehr prüften und die Rosse, auf denen sie in die Stechbahn reiten wollten, besichtigten.

In einer Hütte, welche aus Baumstämmen gebaut war, hatten die Waffenschmiede Feuerstellen errichtet und Amboße aufgestellt, um dort alles anzufertigen, was zur Ausrüstung eines Turnierkämpfers gehörte. Auf der Wiese, die als Renn- und Stechplatz diente, tummelten Knappen die Rosse; sie spornten dieselben bald zu sausendem Laufe an und zügelten sie dann wieder, daß sie langsamen Schrittes gingen.

Herolde, Trompetenbläser und ein Haufen Bewaffneter hielten die Eingänge zur Stechbahn besetzt und die letzteren wehrten das herandrängende Volk, das außerhalb der Schranken stand, ab.

Um die neunte Stunde verkündeten Hörnerklang und Posaunenstöße, daß der Zug der Fürsten und Gäste nahte. An der Spitze des-

selben ritten zwölf Ritter, die ganz in braunen Sammet gekleidet waren und Helme mit weißen Reiherfedern trugen; dann folgten paarweise die Turnierkämpfer in voller Stahlrüstung, welche lange Lanzen, an deren oberem Ende statt der Spitzen ein rundes Krönlein saß, in der Faust hielten.

An ihrer Seite schritten Edelknaben, welche in kostbare Gewänder aus dunklem Damast gehüllt waren; sie trugen die Wappenschilder ihrer Herren.

Unter den Turnierrittern fiel besonders ein Pole auf, der Graf von Lublin. Er saß auf einem mächtigen Schlachtrosse von ebenholzschwarzer Farbe und war vom Haupte bis zu den Sohlen in eine schwarze Eisenrüstung gehüllt; der schwarze Schild, den sein Knappe hielt, zeigte einen weißen Falken im roten Felde und den Wahlspruch: „Superabo — ich werde siegen!“

Der schwarze Ritter wurde von Volk und Gästen mit gespannter Neugierde und heimlicher Bewunderung angestarrt, denn es ging über ihn die Sage, daß er noch jeden Gegner in den Sand geworfen hätte; es war derselbe Fremde, von dessen Unüberwindlichkeit bereits Herzog Christoph dem jungen Kaisersohn erzählt hatte.

Dieser wandte kein Auge vom Polen und beobachtete ihn, nur wenige Schritte hinter ihm reitend, als sollte er selbst mit ihm einen

Waffengang machen. Es fiel Maximilian plötzlich auf, daß dieser Ritter wie festgenagelt auf seinem Rosse saß und sich kaum oder nur mühsam bewegte . . .

Herzog Christoph erschien in einer Rüstung aus silberschimmerndem Stahl und sein Wappenschild wies den Bayerischen Löwen im blauweißen Felde, während sein Wahlspruch „ne cede — weiche nicht!“ lautete.

Hinter den Rittern kamen die Herzöge von Bayern und in ihrer Mitte Kaiser Friedrich, an dessen Seite Maximilian ritt.

Das Volk rief: „Heil unserem glorreichen Kaiser!“

Dann verließ dieser sein Roß und stieg die Stufen des Thrones empor, welcher, von Schaubühnen umgeben, in der Mitte der Stechbahn gegenüber lag.

Ein Herold trat in die Schranke und verlas mit weithin tönender Stimme die Turniergesetze; nachdem er geendet hatte, ritten die Marschälle, die ganz in Eisen gehüllt waren, ein und blieben in der Mitte der Bahn regungslos wie Marmorbilder stehen.

Auf einen Wink des Kaisers wurde ein Thor der Stechbahn geöffnet und die Turnierkämpfer sprengten herein. Als der polnische Graf hoch zu Roß in der Wiese hielt, ließ er durch einen Herold verkünden:

„Der Woiwode von Lublin fordert die

Edelherren der deutschen Zunge zum Zweikampfe heraus. Er hält das Turnieren für ein Kinderspiel und wird jedem, der ihn aus dem Sattel wirft, tausend Goldgulden als Siegespreis zahlen."

Diese prahlerischen Worte erregten den Zorn der deutschen Ritter, und jeder brannte vor Begierde, sich mit dem Polen zu messen.

Maximilian, der statt einen Sitz neben dem Throne des Kaisers einzunehmen, am Eingang zur Stechbahn stand, ballte die Faust: „Wäre ich nur ein Ritter und turnierfähig . . . Der Fremde müßte in den Staub fliegen."

Diese dreiste Herausforderung desselben blieb nicht unerwidert, denn ein deutscher Ritter nach dem andern stellten sich dem Woiwoden gegenüber; so viele aber auch gegen ihn rannten, eben so viele wurden aus dem Sattel gehoben und in den Sand gestreckt. Während der Pole wie festgenagelt sitzen blieb und nicht einmal wankte.

Das Volk, welches stets demjenigen zujubelt, welcher der Stärkere ist, geriet in Aufruhr und sagte zu einander:

„Der Pole steht mit dem Teufel im Bunde; der hilft ihm, daß er immer siegt!"

Als Herzog Christoph dies hörte, zitterte er vor Wut und rief aus:

„Ich will euch zeigen, daß der polnische

Prahlhans trotz Teufel und Zauberkünsten den Boden küssen wird!"

In diesem Augenblicke trat Maximilian heran und sagte:

„Gönnt mir, ehe Ihr den Zweikampf beginnt, ein kurzes Zweigespräch. Es kann Euch das, was ich Euch sagen will, nur nützlich sein . . . Der Woiwode, Euer Gegner ist . . ."

Er dämpfte seine Stimme so, daß ihn nur Herzog Christoph hören konnte; nachdem er geendet, reichte ihm dieser die Hand mit warmen Druck und sagte:

„Ihr habt mir einen unschätzbaren Dienst erwiesen, Euer guter Rat soll befolgt werden!"

Er vollendete nicht, denn ein Trompetenstoß und der Ruf des Herolds: „Ritter, brecht euere Lanzen!" zwangen ihn zum Weiterreiten.

Beide Turnierkämpfer stürmten im scharfen Laufe aufeinander los; plötzlich zügelte Herzog Christoph sein Roß, daß es still stand und schwang sich ohne Hilfe flink aus dem Sattel.

„Thut ein gleiches!" rief er dem Polen zu. „Ihr sollt ebenso wie ich beweisen, daß Ihr frei im Sattel sitzet und nicht, wie ich vermute, festgebunden seid!"

Der Woiwode hemmte ebenfalls den Lauf seines Pferdes, schlug das herabgelassene Helmgitter empor und starrte den Sprechenden an, als ob er ihn nicht verstände.

„Steigt vom Roß und zeigt dadurch, daß

Ihr nicht festgeschnallt seid," wiederholte Herzog Christoph.

„Das ist ein Schimpf, den Ihr mir zufügt!" schrie der Pole. „Ich bürge mit meinem Ritterworte, daß Euer Verdacht unbegründet ist!"

Die Fürsten und die Gäste, welche die Schaubühnen füllten und ebenso das vor den Schranken stehende Volk blickten in fieberheißer Erregung auf die beiden Kämpfer; nur wenige ließen sich durch das Wort des Polen: „Ich bürge mit meinem Ritterwort, daß ich nicht festgeschnallt bin!" beschwichtigen, und alles schrie ihm zu:

„Steigt ab, steigt ab!"

Das Antlitz des Woiwoden von Lublin wurde plötzlich sterbensbleich, seine Mienen verzerrten sich wie die eines Mannes, der auf einen bösen Streich ertappt wurde, und er versuchte sich aus dem Sattel zu heben. Das gelang ihm aber nicht.

Herzog Christoph, der keine seiner Bewegungen aus den Augen ließ, rief einigen Knappen, welche innerhalb der Schranke standen, zu:

„Helf dem Ritter!"

Sie sprangen herzu und — lösten, nachdem sie die Sammetdecke, welche über das Roß gebreitet war, gelüftet, die Riemen, mit denen der Woiwode von Lublin sich an den Sattel

hatte festschnallen lassen. Er stieg dann vom Rosse und stand beschämt da.

Ein weithin schallendes Gelächter brauste über die Stechbahn, und unter der Volksmenge wurden Spottreden und höhnende Rufe, ja Drohungen laut. Und auch auf den Schaubühnen, wo die ritterlichen Gäste saßen, entstand ein Aufruhr, denn alle schämten sich, daß einer der ihrigen als Betrüger entlarvt worden war.

Wer hatte diesen Schurkenstreich des Polen aufgedeckt? Maximilian, der sobald er die steife, fast regungslose Haltung desselben gesehen, sofort den Verdacht schöpfte: „Der Fremde hat sich an den Sattel festbinden lassen!“ Er teilte dies dem Herzog Christoph in dem Augenblicke mit, wo dieser den Zweikampf begann und gab die Veranlassung, daß er plötzlich vom Rosse sprang und seinen Gegner aufforderte, ein gleiches zu thun.

Die Ritter, welche der Woiwode in den Sand geworfen hatte, gebärdeten sich am wütendsten und wollten über ihn herfallen. Herzog Christoph aber wehrte es ihnen und sagte:

„Ich fordere, daß der Pole eine Lanze mit mir breche! Nachdem es bewiesen ist, daß er nicht mit dem Teufel im Bunde steht, wird es mir wohl gelingen, ihn aus dem Sattel zu heben.“

Beide Turnierkämpfer bestiegen wieder die Rosse und rannten gegeneinander. Beim An=

pralle zersplitterten die Lanzen in Stücke. Während Herzog Christoph fest im Sattel sitzen blieb, verlor der Woiwode Halt und Steigbügel und flog, gewiß zwei Lanzenlängen weit hinter seinem Rosse, in den Sand, wo er leblos liegen blieb. Die Knappen eilten herbei, lösten den Stechhelm und ein Strom Blut quoll aus Mund, Nase und Ohren des Gestürzten. Er kam nicht mehr zur Besinnung und starb bald darauf.

Die Zuschauer auf den Schaubühnen und das Volk erhoben ein Geschrei, das dem Brausen eines vom Sturm aufgewühlten Meeres glich und jubelten dem Sieger zu.

Dieser verließ die Stechbahn, lenkte sein Roß zum Thron des Kaisers und stieg ab; bevor er die Stufen emporschritt, um den Siegespreis zu empfangen, sagte er zu Maximilian, der ihn begleitete:

„Den Sieg über den polnischen Riesen verdanke ich Eueren scharfen Augen und der Warnung, die Ihr mir zugeflüstert habt.“

„Ich that nur meine Pflicht,“ erwiderte Maximilian.

„Treuer Ritterdienst ist Gottesdienst!“

Fünftes Kapitel.

Die Blutrache des Kanzlers.

Nachdem das Hochzeitsfest in Landshut zu Ende war, befahl Kaiser Friedrich alles zur Reise nach Augsburg zu rüsten. Diese prächtige Stadt zählte zu denjenigen Orten im Reiche, wo er am liebsten weilte; dazu bewog ihn teils der Reichtum der Bürger, welche ihm bereitwillig ihre mit Gold gefüllten Truhen öffneten, und teils das echt deutsche Wesen und frohlaunige Leben, welches er unter ihnen fand. Darum nahm er, so oft er aus Österreich kam, hier Herberge und blieb solange, als es die Staatsgeschäfte gestatteten.

Jetzt sollte Maximilian, sein Sohn, zum ersten Male die Stadt betreten, welche auch für ihn die liebste Herberge im ganzen Reiche wurde.

Dieser aber sehnte sich nach der Reissenburg, wo Meister Dibold vom Stein und die Jugendfreunde hausten und bat darum den Kaiser:

„Gestattet, daß ich nach Dillingen vorausreite und meine Waffengefährten besuche.“

Sobald der Kaiser eingewilligt, eilte Maximilian, ohne im gastfreien Augsburg zu rasten, an die Donau, und in die Arme seiner Freunde.

Diese empfingen ihn mit Jubel und lauschten auf seine Erzählungen von dem, was er während seines ersten Rittes in die Welt gesehen und erlebt hatte.

Als er ihnen dann verkündete, daß er auf Befehl des Kaisers diesen nach Österreich begleiten und dort bleiben müsse, brachen alle in Klagen aus. Am betrübtesten war Kunz von der Rosen.

Er schlich in später Nachtstunde, als bereits jeder Bewohner des Schlosses sein Gelaß aufgesucht hatte, in jenes, wo Maximilian schlief, und traf ihn noch wach.

„Ich kann nicht einschlafen,“ sagte dieser. „Die Trennung von Euch fällt mir so schwer, daß ich keine Ruhe finde.

„Ich werde vor Sehnsucht sterben,“ rief Kunz von der Rosen aus, „wenn ich Euch nicht mehr sehen darf.“ Dann warf er sich dem Kaisersohn zu Füßen und beschwor ihn:

„Nehmt mich mit. Österreich ist auch meine Heimat. Ich will Euch wie ein Troßjunge dienen!“

Maximilian hob den Knieenden auf, umarmte ihn und sprach:

„Du bist der Liebste unter den Freunden; denn deine ewige Frohlaune und witzigen Ein=

fälle sagen mir zu. Ich wüßte keinen besseren Begleiter als dich. Deine Bitte soll erfüllt werden."

Kunz von der Rosen jubelte und alle Wolken der Trauer schwanden bei diesen Worten im Nu von der Stirn und aus seinem Innern.

Er blickte Maximilian treuherzig in die Augen und sagte:

„Ihr, der Sohn des mächtigsten Fürsten der Christenheit, werdet, sobald Ihr am Hoflager des Kaisers weilet, alles besitzen, was immer Euer Herz begehrt. Und einst wird die Kaiserkrone Euer Haupt zieren. Es fehlt Euch nur eins!"

„Was denn?" unterbrach ihn Maximilian.

„Ratet selbst," fuhr Kunz fort.

„Ich kann es nicht finden," rief der Kaisersohn.

„Ein Freund, der Euch immer die Wahrheit sagt," erwiderte Kunz von der Rosen. „Das thut heute nur der Hofnarr. Nehmt mich darum als Euren Narren*) auf."

---

*) Mit dem Worte Narr verband das Mittelalter und auch die spätere Zeit einen edleren Begriff als wir heute. Der Narr bildete die beständige Gesellschaft des Fürsten und war oft sein Vertrauter und Ratgeber; ein kluger, welterfahrener Mann, der sich weder durch Drohungen der mißgünstigen Hofleute, noch durch Bitten oder Geschenke in seinem Amt, stets die Wahrheit zu sagen, einschüchtern ließ. Da er aber alles in scherz=

„Dazu bist du mir zu lieb und zu gut!“ sagte Maximilian.

„Nun, dann nehmt mich als Eueren — Freudenmacher an,“ erwiderte Kunz. „Es ist not, daß Ihr als künftiger Kaiser einen Mann um Euch habt, der es redlich meint und alle Bosheit, Listen und schurkischen Anschläge aufdeckt, die wie böses Gewürm an jedem Fürstenhofe nisten ... Ich danke Euch ja mein Leben und will Euch treu dienen!“

Maximilian reichte gerührt dem Jüngling die Hand und sprach:

„Ich nehme deinen Dienst mit Freuden an ... Du sollst mich nicht mehr verlassen und durch Scherzen und Lachen die Sorgen verscheuchen, die mich als Herrscher bedrängen werden.“

Kunz von der Rosen küßte die Hand seines neuen Herrn und verließ mit dem Rufe: „Jetzt erst weiß ich, warum ich auf der Welt bin!“ das Gelaß.

Am nächsten Morgen rüsteten sich beide zur Weiterreise nach Frankfurt am Main, wohin der Kaiser zu einer Beratung mit den sieben Kurfürsten des Reiches ziehen wollte.

Dibold vom Stein legte segnend die Hand

---

hafter, oft possenartiger Weise, unter närrischen Redensarten und schalkhaften Wortspielen vorbrachte, wurde er — Narr genannt.

auf das Lockenhaupt seines Schülers und sprach mit bewegter Stimme:

„Nehmt den Segen eines Greises. Geht in die Welt hinaus und seid eine Zierde des Rittertums!“

„Das gelobe ich Euch,“ erwiderte Maximilian mit leuchtenden Augen. „Das soll mein Stolz und bestes Streben sein: Rein das Herz, edel der Sinn, ritterlich die That!“

Während er in Begleitung des Kunz von der Rosen über die Zugbrücke der Reissenburg sprengte, sang der letztere, indem er sein Federbarett schwang:

„Das Kommen war schön und hart ist das Gehen.
Behüt' euch Gott. Auf Wiedersehen!“

Ihr Weg führte nach der Reichsstadt Ulm, wo sich ihnen mehrere Junker zugesellten.

„Wir wollen den Münster besuchen, den Meister Ulrich Ensinger und seine Söhne gebaut haben,“ sagte Maximilian.

Die Junker zögerten, ihm zu folgen, denn sie kamen aus Paris, von der Hochschule und waren mit Leib und Seele welsch geworden.

Das verrieten ihre Tracht und ihr geziertes Wesen, welches sie zur Schau trugen. Ihre Kleidung bestand aus buntem Tuche, das wie die Felder eines Schachbrettes geordnet schien; die eine Hälfte ihres kurzen Wamses war rot und die andere blau, während der rechte Fuß in einem grünen Strumpf steckte, war der linke

mit einem feuergelben bekleidet. Die Puffen an den Ärmeln und Hüften waren geschlitzt und mit Lappen aus weißem Sammet benäht, die Schuhe von rotem Leder hatten aufwärts gebogene, bis zu den Knieen reichende Spitzen. An den Rändern ihrer spitzigen Hüte hingen silberne Schellen, und auch an den Säumen der Ärmel, des kurzen Mantels und der Pumphosen, die von den Hüften bis zu den Knieen reichten, waren Schellen angebracht, welche, so oft die Junker sich bewegten, leise klangen.

„Folgt mir in das Gotteshaus," rief ihnen Maximilian, der ihr Zaudern bemerkte, zu. „Frömmigkeit ziemt sich für einen echten Ritter."

Nachdem sie in den Dom getreten waren, senkte Maximilian seine Kniee und betete, während die Junker stehen blieben und ihre mit Wachs gesteiften Haare, deren vorderer Teil glatt in die Stirn fiel, am Hinterkopf in die Höhe strichen, daß es starr wie Nadeln emporstand.

Nach dem Gebete wandelte Maximilian mit Kunz im Dome umher und bewunderte die vollendete Schönheit dieses gotischen Bauwerkes. So gelangten sie zur Steintreppe, welche auf die Plattform des Turmes führte; diese lag hundertzwanzig Meter hoch über der Erde. Sobald sie dieselben erklommen hatten, trat Maximilian an die Brüstung und schaute über das blühende Land, das zu seinen Füßen lag;

die Junker aber drückten sich ängstlich an den Turmpfeiler und wagten nicht, da sie ein Schwindel befiel, die Stelle zu verlassen.

„Ihr habt keinen Mut und fürchtet in die Tiefe zu stürzen,“ rief Maximilian. „Tretet an meine Seite!“

Die Junker aber weigerten sich und warfen ängstliche Blicke um sich.

„Ein Mann, der Ritterkleid und Wehr trägt, muß schwindelfrei sein,“ fuhr der Kaisersohn fort. „Habt ihr das Fürchten in Welschland gelernt? Ich will euch zeigen, was ein deutscher Junker kann.“

Nach diesen Worten schwang er sich über den Mauerkranz und betrat eine dünne Eisenstange, welche wagrecht in die Lüfte hinausragte und an ihrem Ende eine Laterne trug. So stand er frei und ohne Stütze da, während ihn seine Gefährten sprachlos und mit entsetzten Mienen anstarrten. Die Junker preßten die Hände vor das Antlitz, um, wie es schien, den Absturz des Waghalsigen nicht zu sehen. Dieser aber lachte hell auf und streckte einen Fuß in die Luft hinaus, so daß seine Körperlast, frei schwebend nur auf einem Beine ruhte.

Auf dem Platze, der rings um den Münster sich ausbreitete, drängte sich das Volk und die Bürger und schauten mit starren Blicken nach der Turmhöhe; ein Schrei der Verwunderung und des Schreckens gellte und viele spannten

die Arme aus. Dieses Schauspiel dauerte eine Viertelstunde lang und brachte ganz Ulm in Aufruhr. Als Maximilian endlich die schwache Eisenstange verließ und auf die Plattform zurückkehrte, jubelte alles, wie von einem bösen Alp erlöst auf und Kunz von der Rosen rief:

„Das war ein Junkerstreich, den Ihr nicht mehr wiederholen dürft . . . Gesteht es ein: Ihr habt doch ein wenig Furcht empfunden?“

„Furcht kenne ich nicht,“ erwiderte Maximilian trotzig und kehrte in die Herberge zurück; dort erwartete ihn ein Bote des Kaisers mit dessen Befehl, nach Österreich zurückzukehren.

„Was hat sich dort ereignet?“ fragte Maximilian erstaunt.

Die Söldner, welche im Dienste unseres glorreichen Kaisers stehen, zettelten eine Empörung an,“ erwiderte Hans von Beutheim, der Bote. „Ein Teil derselben ist zu König Matthias Corvinus von Ungarn übergegangen.“

Maximilian sprang von seinem Sitze auf und rief erzürnt:

„Das Söldnervolk taugt nichts! Wo sind die Führer desselben, Hans von Stubenberg, Christoph Narringer und Andreas Baumkircher geblieben?“

„Sie haben dem Kaiser den Gehorsam gekündigt und Dienste im Heere des Ungarkönigs genommen!“ erwiderte der Bote.

Maximilian preßte beide Hände vor das Antlitz und sagte mit schmerzbewegter Stimme: „Der Verrat des Andreas Baumkircher, welcher der treueste Anhänger des Hauses Habsburg gewesen ist — wird meinem armen Vater das Herz brechen. Er vertraute ihm, der uns zweimal das Leben gerettet hat, mehr als allen Räten . . . Wo weilt der Kaiser?"

„Er ist nach der Steiermark gereist und hält in Graz Hoflager," erwiderte Hans von Beutheim. „Ich werde Euch dorthin geleiten."

„Das soll noch in dieser Stunde geschehen," rief Maximilian und befahl seinem Diener: „Bring mir Rüstung und Schwert. Laß mein Roß satteln."

Statt westwärts, nach dem Mainstrom zu ziehen, ritt Maximilian mit seinem Gefolge gen Süden, durch Bayern und das Gebirgsland Salzburg nach Steiermark und erschien am sechsten Tag zu Graz, wo Kaiser Friedrich ihn sehnsuchtvoll erwartete.

Die Räte, besonders der Kanzler Ulrich Riederer bestürmten diesen: „Laßt die Verräter gefangen nehmen und hinrichten. Sie haben kein anderes Los verdient!"

Maximilian, der dies hörte, lachte und rief: „Andreas Baumkircher und seine Genossen werden sich hüten, euch ins Garn zu laufen!"

„Wir wollen sie unter dem Vorwande der Versöhnung nach Graz locken," sagte der Kanzler.

„Das ist der Rat eines . . .“ brauste Maximilian auf; beherrschte sich aber und fügte hinzu: „Diesem Vorschlage werde ich niemals zustimmen, denn ich hasse List und Verstellung! Nach meinem Glauben ist Andreas Baumkircher nur ein Verführter. Er hat dem König von Ungarn im Türkenkriege gute Dienste geleistet und dafür die Grafschaft Preßburg zur Verwaltung empfangen.“

„Er ist mit meiner Erlaubnis Statthalter geworden,“ unterbrach ihn der Kaiser. „Ich fürchtete immer, daß seine Feinde dieses Amt als Abfall von mir auslegen würden!“

„Ich werde niemals vergessen,“ fuhr Maximilian fort, „wie tapfer uns Andreas Baumkircher aus den Händen der aufrührerischen Wiener befreite!“

„Du hast das richtige Wort gesprochen, mein Sohn,“ rief der Kaiser. „Ein Mann, der zwanzig Jahre lang mein Feldhauptmann gewesen, kann nicht plötzlich mein ärgster Feind werden!“

„Ihr seid entlassen,“ fügte er zu seinen Räten gewendet hinzu und verließ rasch den Saal. Kaiser Friedrich hatte die Gewohnheit, die Thüren seiner Gemächer durch einen Stoß seines rechten Fußes zu öffnen; diese durfte daher niemals verriegelt sondern nur angelehnt sein. Durch dieses Stoßen bildete sich am Fuße ein Geschwür, welches in den letzten Tagen des

Kaisers sich zu einer eiternden Beule ausbildete und nebst den acht Melonen, welche er binnen wenigen Stunden verzehrte, die Ursache seines Todes wurde.

Maximilian folgte dem Vater und betrat das Gemach desselben, wo an der Wand ein großes Kreuzbild hing; am Fuße stand ein Betstuhl, der als Inschrift, den Lieblingsspruch des Kaisers trug: „Ein Fürst muß mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören.“

Der Kaiser kniete vor dem Kreuzbilde nieder, betete eine Zeit lang und sagte dann, nachdem er sich erhoben, zu Maximilian:

„Meine Räte sind geschworene Feinde des Andreas Baumkircher und dessen Genossen. Ich will darum nicht mehr ihre Vorschläge hören, sondern das thun, was mein Sinn, um dessen Erleuchtung ich soeben Gott angefleht, eingeben wird. Vernimm aber vorher eine kühne That des Baumkircher, der ich Leben und Krone verdanke:

Im Jahre 1452 weilte Prinz Wladislaw, der nachgeborene Sohn meines Vorgängers Albrecht II. in meinem Hoflager zu Wiener Neustadt; da er minderjährig war, führte ich die Vormundschaft und zugleich die Herrschaft in Österreich, Böhmen und Ungarn. Einige mißvergnügte Edelleute, Graf Ulrich von Cilli, Prokop zu Rabenstein und Johannes Hunyadi

zettelten eine Verschwörung an, durch welche sie meinen Schützling gewaltsam aus Wiener-Neustadt entführen und mich gefangen nehmen wollten.

An einem kalten Wintertage überfielen ihre Scharen meine Wachen an den Stadtthoren und drangen, alles, was vor die Spitzen ihrer Schwerter kam, niedermetzelnd, bis zum Schloß vor, das nur schwach verteidigt war. Wir schienen verloren. Da eilte Andreas Baumkircher, der mit seinen dreitausend Söldnern in der Nähe der Stadt lagerte, zu Hilfe, fiel den Feinden in den Rücken und trieb sie durch das entgegengesetzte Thor ins Freie. Vor demselben war eine Brücke über den Wienfluß gebaut, über welche jetzt die Verschworenen und ihre Reiter flohen. Sobald sie die Brücke überschritten hatten, ließ Baumkircher das Thor mit Balken und mächtigen Steinen verrammeln, während er allein, hoch zu Roß, jeden Angriff des Feindes abwehrte . . . Der Tapfere hielt solange aus, bis er sah, daß die Verschanzung am Stadtthor vollendet war; dann stieß er dem Pferde die Sporen in die Seiten, daß es sich hoch aufbäumte, in den Fluß sprang und durch die eisigkalte Flut an das jenseitige Ufer schwamm. Dort stellten sich Baumkircher die ungarischen Reiter in den Weg und bedrängten ihn hart mit Schwert und Lanzen; er aber ließ seinen Degen wie einen Blitz niedersausen, und

schlug sich durch die Reihen der Feinde. Aus vielen Wunden blutend kehrte er, die Stadt umreitend, zum Thor zurück, durch das der Feind eingedrungen war. Der Anschlag, der mir Leben und Krone kosten sollte, war mißlungen . . . Das ist der Mann, welcher heute als Verräter an Kaiser und Reich angeklagt wird!"

„Welchen Lohn empfing Andreas Baumkircher für diese tapfere That?" fragte Maximilian, nachdem der Kaiser geendet hatte.

„Ich belohnte ihn mit vielen Gütern in Steiermark und Krain und gestattete ihm, daß er die Kaiserkrone im Wappen führen durfte," erwiderte Kaiser Friedrich . . . „Nun rate mir, was ich mit ihm und seinen Gefährten beginnen soll?"

„Gewährt ihnen sicheres Geleite und Schutz und ruft sie nach Graz," erwiderte Maximilian. „Sie sollen die Anklagen, welche wider sie erhoben wurden, aus Euerem Munde hören und sich vor Euch verantworten."

„Dein Rat ist gut," rief der Kaiser freudig bewegt aus. „Er soll befolgt werden."

„Verbietet aber unter Androhung Euerer Ungnade dem Kanzler, daß er, so lange Andreas Baumkircher und seine Freunde in den Mauern von Graz weilen, ihnen kein Leid zufügt. Er sinnt Böses gegen sie!"

„Beruhige dich, mein Sohn," erwiderte der

Kaiser. „Sowohl Ulrich Riederer wie meine Räte werden niemals wider meinem Befehl handeln.“

Er winkte dem Sohne, daß er allein sein wolle, und dieser verließ das Gemach; während er in Gedanken versunken durch den Vorsaal schritt, sah er nicht, daß in der Thürnische ein Mann stand, welcher sein Gespräch mit dem Kaiser belauscht hatte. Sobald die Gestalt Maximilians verschwunden war, trat er hervor und sagte, während ein Zug von Bosheit sein Gesicht entstellte:

„Der Kanzler muß gewarnt werden!“ Dann schlich er durch mehrere dunkle Gänge in jenem Flügel des Schlosses, wo Ulrich Riederer wohnte. Auf sein dreimaliges Pochen an eine verschlossene Thür öffnete der Kanzler selbst, und beide Männer sprachen, nachdem sie in das Gelaß getreten waren, lang miteinander; beim Scheiden sagte der Kanzler:

„Ich rechne auf Euere Hilfe, Herr von Moßburg. Sorgt nur dafür, daß Prinz Maximilian in der Abendstunde nicht die Burg verläßt . . . Andreas Baumkircher darf nicht am Leben bleiben!“

Am folgenden Tage ritt ein kaiserlicher Herold, den ein Dutzend Reisige begleiteten, in das einsame, zwischen Wäldern versteckte Thal, wo hart an der Grenze Steiermarks die Burg des Andreas Baumkircher aufragte; sie lag auf ungarischem Boden.

Die Zugbrücke war aufgezogen und die Wälle sowohl, wie die Zinnen des Wachturms mit Bewaffneten besetzt.

„Der Baumkircher ist ein kriegserfahrener Mann,“ sagte der Herold, als er vor dem Thore hielt. „Er läßt sich nicht überrumpeln.“

Der Trompeter an seiner Seite stieß ins Horn und auf den Ruf des Herolds: „Ich komme im Namen des Kaisers,“ wurde der Schar Einlaß gewährt.

Im Waffensaal saßen Andreas Baumkircher, Hans von Stubenberg und Christoph Narringer um einen Schenktisch, während sie aus silbernen Humpen guten Ungarwein tranken.

„Es weiß niemand, wie es uns noch ergehen wird,“ sagte Christoph Narringer. „Wir stehen im Verdacht, daß wir dem Kaiser Fehde geschworen hätten.“

„Wer wagt das von Andreas Baumkircher zu behaupten! Ich habe zwanzig Jahre lang Kaiser und Reich als Feldhauptmann gedient,“ rief der Schloßherr.

In diesem Augenblicke erschien an der Thür der Herold, in dessen weitfaltigen Waffenrock an der Brustseite das kaiserliche Reichswappen eingestickt war.

Er verneigte sich vor Andreas Baumkircher und sprach mit feierlichem Tone:

„Im Namen des Kaisers, meines glorreichen Herrn. Er ladet dich und deine Waffengefährten

Hans von Stubenberg und Christoph Narringer ein, am Sankt Georgstag in Graz zu erscheinen. Es ist euch freies Geleite und Schutz gesichert, so daß ihr bis zur siebenten Abendstunde in der Stadt weilen dürft . . . Sobald aber die Glocke am Schloßturm diese Stunde verkündet, müßt ihr das Weichbild der Stadt verlassen . . ."

„Das ist eine Falle, in die uns der Kanzler locken will, um uns zu verderben!" schrie Christoph Narringer. „Wehe uns, wenn wir einen Fuß auf steierischen Boden setzen."

Andreas Baumkircher aber sagte:

„Mein Herr und Kaiser ruft mich. Ich folge ihm!"

Diese im entschiedenen Tone gesprochenen Worte beruhigten die beiden Edelleute, welche anfangs um keinen Preis die Burg des Freundes verlassen wollten, und am Abend ritten die drei, vom kaiserlichen Herold und dessen Reisigen geleitet, über die Grenze Steiermarks nach Graz.

Andreas Baumkircher, dessen reckenhafte Gestalt und weißes Bart- und Kopfhaar einen ehrfurchtgebietenden Eindruck machte, trat unerschrocken vor den Kaiser, beugte sein Knie und huldigte ihm.

Dieser, an dessen Seite Maximilian stand, winkte ihm, aufzustehen und sprach im strengen Tone:

„Baumkircher! Baumkircher! Ich hätte dich

lieber tot gesehen, als unter der Anklage, ein Verräter zu sein!“

„Das bin ich niemals gewesen und bin es auch heute nicht,“ rief der Feldhauptmann. „Wißt Ihr, kaiserlicher Herr, was Euer Kanzler und seine Helfer uns Edelleuten zugefügt haben?“

„Sprich, und berichte mir alles,“ unterbrach ihn der Kaiser.

„Meine dreitausend Söldner hatten seit vier Monaten keinen Lohn erhalten,“ fuhr Andreas Baumkircher fort, „und drohten, ihre Reihen zu lösen. In dieser Not beschwor ich den Kanzler Geld zu senden. „Ich habe keines,“ ließ er mir melden. Was blieb mir übrig, als alles, was ich an klingender Münze und Kostbarkeiten besaß, als Sold unter meine Bewaffneten zu verteilen. Dasselbe thaten Hans von Stubenberg und Christoph Narringer. Wir gerieten dadurch selbst in Not und forderten darum von Ulrich Riederer, daß er uns das Geld, welches wir dem Kaiser geliehen hatten, zurückzahlen solle. Wenige Tage nachdem wir die Schuldbriefe nach Graz gesandt hatten, überfielen kaiserliche Reisige die Schlösser und Gehöfte, welche ich und meine Waffengefährten in Krain und Steiermark besitzen, trieben das Vieh weg, leerten die Scheuern aus und brandschatzten unsere Unterthanen, die Bauern. Mein Vogt, der beim Einbruch der Kaiserlichen sich flüchtete, brachte mir die Kunde davon nach Ungarn.

Ehe ich aber einen Entschluß fassen konnte, erschien ein Bote des Kanzlers vor mir, der mir in dessen Namen meldete: „Euer Geld liegt bereit; holt es Euch in Graz." Wir sollten mit dem, was seine Söldner auf unseren Gütern geraubt hatten, bezahlt werden! Wutentbrannt über dieses himmelschreiende Unrecht sammelte ich eine Schar Reiter, stürmte über die Grenze und legte mich in einen Hinterhalt, an dem Christoph von Moßburg, der Vertraute des Kanzlers, vorüberziehen mußte. Ich wollte an ihm, der mein Schloß in Baumkirch plündern und in Brand stecken ließ, blutige Rache nehmen. Während wir über seine Reisige herfielen und sie züchtigten, entkam Christoph von Moßburg und flüchtete nach Graz, wo er uns des Landfriedensbruches anklagte."

„Schwöre, daß du die Wahrheit gesprochen hast," sagte der Kaiser.

Andreas Baumkircher hob die rechte Hand empor und rief, die Augen auf das Kreuzbild, das über dem Sitze des Kaisers hing, heftend:

„Ich schwöre beim Kreuze unseres Welterlösers, daß ich nur Wahres berichtet habe!"

„Dir und deinen Freunden ist großes Unrecht zugefügt worden," fuhr der Kaiser fort. „Doch auch du hast dich eines schweren Vergehens schuldig gemacht, indem du meine Diener überfallen und getötet. Das muß gesühnt werden. Ich entlasse dich aus meinem

Dienste und verbanne dich in deine Burg. Gelobe mir, daß du weder die Waffen gegen den Kanzler erheben, noch die Grenzmark deines Schlosses in Ungarn überschreiten wirst!"

„Welche Strafe trifft den Kanzler und dessen Helfer, Christoph von Moßburg?" fragte Andreas Baumkircher, der jetzt mit stolz erhobenem Haupte vor dem Kaiser stand. „Ich fordere Ersatz des Schadens, den uns beide durch Raub und Feuer zugefügt haben!"

„Vergiß nicht, Baumkircher," rief der Kaiser, „daß du vor deinem Herrn stehst. Eine solche Sprache ziemt sich nicht für einen Unterthan!"

„Meine Ehre steht mir höher, als Euere Gunst," brauste Andreas Baumkircher auf. „Ich fordere nochmals Ersatz, Bestrafung des Kanzlers und seines Helfers!"

Der Kaiser winkte den drei Edelleuten, daß sie entlassen seien und sagte leise zu Ulrich Riederer, der neben seinem Thronsessel stand:

„Die Gnaden, welche ich meinem Feldhauptmann erwiesen, haben ihn stolz und übermütig gemacht."

„Ich habe Beweise, daß er im heimlichen Bunde mit König Matthias von Ungarn steht," flüsterte der Kanzler. „Dieser bot ihm den Oberbefehl über das Heer an und . . ."

„Kannst du diese Beschuldigung beweisen?" unterbrach ihn der Kaiser heftig.

Ohne ein Wort zu erwidern, zog der

Kanzler ein Pergamentblatt aus der Tasche seiner Schaube und überreichte es seinem Herrn.

Dieser rief, nachdem er einen Blick darauf geworfen, aus:

„Das ist die Handschrift des Königs von Ungarn.“ Dann las er weiter und sagte entsetzt:

„In diesem Briefe ladet Matthias Corvinus meinen Feldhauptmann ein, die Führung seines Heeres zu übernehmen! . . . Wie bist du in den Besitz dieses Blattes gekommen?“

„Ein Diener des Baumkircher, der in meinem Solde steht, hat es aus einer Truhe, in welcher sein Herr die geheimen Papiere verwahrt, entwendet,“ erwiderte der Kanzler.

Der Kaiser ahnte nicht, daß ihn der Kanzler belog; denn der verhängnisvolle Brief war einem Boten des ungarischen Königs, dem die Späher des Kanzlers auflauerten und überfielen, abgenommen worden. Andreas Baumkircher, der das Schreiben niemals in die Hände bekam, würde den Antrag des Matthias Corvinus, wie er dies bereits wiederholt gethan, schroff abgelehnt haben: „Ich will im Dienste meines guten Kaisers sterben,“ rief er damals aus, als er ihn zum ersten Male hörte.

Ulrich Riederer frohlockte heimlich, als er sah, daß er durch diesen Betrug seinen ärgsten Feind vernichten konnte.

Der Kaiser war ratlos. Tief empört über

den Verrat seines treuesten Dieners, rief er verzweifelt aus:

„Wer rettet mich von diesem Ungeheuer in Menschengestalt ... Wehe dem Reiche, wenn der tapferste Mann meines Heeres in das Lager unseres Todfeindes übergeht!“

„Das wird nicht geschehen, Euere Majestät!“ sagte der Kanzler; „dafür bürge ich mit meinem Kopf.“

Während dieses Gespräches, das von niemand belauscht wurde, näherte sich Maximilian dem Andreas Baumkircher und sprach:

„Ich beklage das Unrecht, das Euch geschehen ist, aber auch das Ungestüm, durch das Ihr den Zorn des Kaisers erregt habt!“

„Vergeßt nicht, hoher Herr, das, was Ihr hier gehört habt,“ erwiderte dieser, „wenn Ihr einst die Kaiserkrone tragen werdet. Unser Vaterland kann nicht zu Frieden und Größe gelangen, bevor nicht der Spruch: Recht geht vor Macht! zum Gesetze erhoben ist, vor dem sich die Fürsten und Herren beugen müssen. Heute gelten Macht und Faust mehr, als Recht und Satzung.“

Die Dämmerung war hereingebrochen und die letzten Strahlen der Sonne waren im Verglimmen.

„Wir müssen eilen,“ fuhr Andreas Baumkircher, der ins Freie geblickt hatte, fort. „Bald wird die Glocke die siebente Abendstunde ver-

künden, in welcher sicheres Geleite und Schutz, die uns der Kaiser gewährt, ein Ende haben."

Er schritt, nachdem er Maximilian seinen Gruß geboten, mit den Gefährten aus dem Saal und den Schloßberg abwärts in die Stadt. Während sie hastig gegen die Murbrücke eilten, bemerkten sie nicht, daß Christoph von Moßburg ihnen folgte. Der Kaiser hatte sich in sein Gemach zurückgezogen und der Kanzler näherte sich Maximilian, den er über eine Gemsjagd, die er in den nächsten Tagen in den Schluchten des Ennsthales abhalten wollte, unterhielt.

Plötzlich trat Kunz von der Rosen in den Saal und sagte so leise zu Maximilian, daß es nur dieser hören konnte:

„Andreas Baumkircher und seine Gefährten sind in Gefahr. Wir müssen ihnen zu Hilfe kommen!"

„Das soll sofort geschehen," rief dieser und verließ nach einem flüchtigen Gruß an den Kanzler die Burg.

Als sie am Fuße des Schloßberges angelangt waren, tönte vom Turm der St. Georgskirche die Glocke. Sie klang nur einmal am Tage und verkündete der Bürgerschaft, daß die Stadtthore geschlossen werden.

Kunz von der Rosen blickte nach dem Stand der Sonne und rief entsetzt aus:

„Da ist ein Betrug im Spiel. Die siebente Stunde kann noch nicht gekommen sein!"

Sie beschleunigten ihre Schritte und erreichten den Thorbogen, der vor der Brücke, die über den Murstrom führte, lag. Er konnte auf zwei Seiten durch schwere eiserne Gitter verschlossen werden. In dem Augenblicke, wo Maximilian und sein Begleiter durch das an der Stadtseite liegende Gitter den Thorbogen betreten wollten, wurde es von den kaiserlichen Söldern, welche die Thorwache bildeten, zugeworfen; dasselbe geschah mit dem Gitter, das sich auf der entgegengesetzten, dem Strome zugewendeten Seite befand. Im Nu waren die drei Männer, welche beim Klang der Abendglocke unter den Thorbogen getreten waren, eingeschlossen. Maximilian blickte durch die Eisenstäbe und erkannte in ihnen Andreas Baumkircher und dessen Begleiter, Hans von Stubenberg und Christoph Narringer. Ehe er noch der Wache ein Wort zurufen konnte, fiel diese mit gezückten Schwertern über die drei Eingeschlossenen her und schlugen sie zu Boden.

Andreas Baumkircher rief, mit den Händen die Streiche seiner Angreifer abwehrend: „Wir stehen im Schutze des Kaisers. Er hat uns freies Geleite zugesichert!“

„Stoßt die Verräter nieder!“ tönte eine Stimme. „Die Stunde, bis zu welcher die drei Ritter freies Geleite hatten, ist vorüber. Befreit Kaiser und Reich von ihren ärgsten Feinden!“

Es war Christoph von Moßburg, welcher diese Worte rief.

Maximilian rüttelte an den Eisenstäben des Gitters und schrie:

„Im Namen des Kaisers! Öffnet das Thor und schont das Leben der Männer, die unter seinem Schutze stehen!“

Sein Befehl wurde befolgt; in dem Augenblicke aber, wo er in den Thorbogen eintrat, hauchten Christoph Narringer und Hans von Stubenberg ihre Seelen aus; Andreas Baumkircher preßte die Hand krampfhaft auf die Brustwunde, um das hervorquellende Blut zu hemmen und schaute mit brechenden Augen auf Maximilian.

„Ich bin kein Verräter!“ stammelte er, die Worte nur mühsam aus den Lippen pressend . . . „Der Kanzler schwur mir Rache und Tod . . . Gott sei mir gnädig!“

Ein letzter Seufzer, ein Röcheln und er war tot!

Maximilian, aus dessen großen Augen Blitze des Zornes flammten, rief, während er auf die Leiche wies, dem Kanzler, der plötzlich erschienen war, zu:

„Das Blut dieser unschuldig Gemordeten schreit um Sühne . . . Ich weiß, daß Ihr durch Trug und Lüge den gutherzigen Kaiser getäuscht und zum Werkzeug Euerer Rache gemacht habt . . . Wehe Euch.“ Dann wandte er sich

um, trat zur Stelle, wo der tote Baumkircher lag und sagte mit feierlich klingender Stimme: „Von dieser Stunde an gelobe ich ein Schützer aller Verfolgten zu sein. In meinem Reiche soll das erste Gesetz das sein: Recht geht vor Macht! Gottes Gnade helfe mir, daß ich meinen Schwur getreu erfülle.“

Kaiser Friedrich geriet in Zorn, als er aus dem Munde seines Sohnes hörte, daß sein Kanzler die Glocke noch vor Ablauf der siebenten Stunde läuten ließ, um den Feldhauptmann Andreas Baumkircher und dessen Gefährten überfallen und ermorden zu können. Ulrich Riederer durfte nicht mehr vor ihm erscheinen und mußte noch an demselben Abend Amt und Ehren niederlegen. Als der in Ungnade entlassene Kanzler bleich und zitternd an allen Gliedern sein Roß bestieg, um für immer Hof und Land zu meiden, stand Kunz von der Rosen am Thor und sagte, während er verächtlich auf ihn blickte:

„Ehrlich währt am längsten.
Der Schurke lebt in tausend Ängsten.“

Sechstes Kapitel.

Die Brautfahrt.

Im Jahre 1477 herrschten im Fürstenschlosse zu Gent, in Ostflandern, Trauer und Bestürzung, denn es war die Nachricht eingetroffen, daß der Landesherr, Herzog Karl der Kühne, in der Schlacht bei Nancy getötet worden sei. Niemand empfand diesen Verlust schmerzlicher als Maria, seine Tochter, welche im Hoflager zu Gent zurückgeblieben war.

Sie saß, von ihren Frauen umgeben, in ihrem Gemache und überließ sich ganz ihrem namenlosen Schmerze.

„Ich bin jetzt eine Waise geworden, die schutzlos, trotzdem sie eine Krone trägt, den Reichsfeinden preisgegeben ist!" klagte sie.

Maria zählte erst zwanzig Jahre und war das einzige Kind des Herzogs Karl, der die Herzogtümer Burgund, Brabant, Lüneburg, Lützelburg und Geldern, sowie die Grafschaften Flandern, Artois, Holland, Seeland, Hennegau, Namur und Zütphen besaß; außerdem war er

noch Markgraf von Autorf und Herr von Friesland, Mecheln und Salines. Wie konnte die Hand eines schwachen Mädchens, die in klösterlicher Stille erzogen worden war, die Herrschaft über diese volkreichen Staaten lenken?

Daran dachte die unglückliche Prinzessin freilich nicht in der Stunde, wo ihr Raoul von Montigny die Kunde vom verhängnisvollen Ausgang der Schlacht bei Nancy brachte.

„Erzählt mir alles, was Ihr vom Feldzug meines armen Vaters wißt," sprach sie zu diesem Boten, der staubbedeckt und in Haltung wie Rüstung den langen, zurückgelegten Ritt zeigte, vor ihr stand. „Ihr habt ja alle Kriegsfahrten in der Schweiz mitgemacht."

Raoul von Montigny verbeugte sich tief und erwiderte: „Euer Wille, hohe Frau, soll erfüllt werden, obwohl das Reden mir schwer fällt. Euer Herz wird bei meinem Berichte — Qualen leiden.

Mein glorreicher Herr, Herzog Karl, drang im Frühjahr des vergangenen Jahres mit einem Heer von 50,000 Streitern in die Schweiz ein, um die Eidgenossen für ihren Ungehorsam zu züchtigen; wie Ihr wißt, führte er seinen ganzen, nach Millionen zählenden Schatz an Gold und Kostbarkeiten mit sich. In der Nähe der Stadt Granson, am Neuenburger See, legte ihm der Landvogt Herman von Eptingen mit 18,000 Eidgenossen einen Hinterhalt, indem er die Höhen

einer engen Schlucht, durch welche das Burgunderheer ziehen mußte, besetzte. Unser Herzog hatte in und vor der Stadt Granson eine gute Stellung, die teils durch den See und teils durch die Wagenburg des Trosses fast uneinnehmbar war. Sein Ungestüm trieb ihn trotz der Bitten aller Führer Granson plötzlich zu verlassen und in die Schlucht einzudringen; die Reiterei mußte zurückbleiben und dies wurde für uns verhängnisvoll.

Herzog Balduin von Burgund, der die Vorhut führte, gebrauchte eine Kriegslist, um die Eidgenossen ins freie Feld zu locken, und befahl seinen Leuten, sobald der Feind von den Höhen herabstieg, sich zurückzuziehen. Es geschah, plötzlich machten die vordringenden Burgunder Halt, wandten sich um und zogen wieder in die Ebene hinaus, die sich zwischen dem Schluchteingang und der Stadt Granson ausdehnte. Wir jubelten auf, denn wir glaubten, daß die Schweizer in das Blachfeld stürmen würden; dort wartete die Reiterei, um sie niederzumetzeln. Es kam aber anders.

Sobald die Söldner des Herzogs, welche im Mitteltreffen standen und jene des Nachtrabes sahen, daß die Vorhut zurückwiche, brachen sie in ein wildes Geschrei aus: „Die Unsrigen sind geschlagen worden. Flieht, flieht. Der Feind dringt siegreich vor!“

Alles warf die Waffen weg und rannte

aus dem Thal. Diese Verwirrung und Flucht benützten die Eidgenossen, stürmten Lager und Wagenburg unseres Heeres und plünderten, was ihnen in die Hände kam. Vierhundert Kisten voll Gold, Silber und Schmucksachen, die einen Wert von drei Millionen Goldgulden hatten, über tausend Wagen mit Fischen, Fleisch und Mehl beladen und eben so viele Karren voll Waffen wurden ihre Beute. Das Kostbarste aber war das Zelt unseres Herrn, welches auswendig mit rotem Sammet bekleidet und innen aus Seide, Wappenschildern eingestickt, trug; in demselben befand sich der goldene Lehnstuhl, dreihundert Stück von Eßgeräten, Bechern und Schüsseln aus getriebenem Silber und Kleider von Goldstoff, Sammet und edelsten Pelzwerk. Der Herzog beklagte vor allem den Verlust seines Diamants,*) der von drei eigroßen Rubinen und echten türkischen Perlen umgeben, der größte Edelstein dieser Gattung in der Welt ist.

Die Niederlage bei Granson entmutigte Eueren tapferen Vater nicht; er sammelte schon im Juni ein neues Heer, welches das ganze

*) Dieser Diamant wurde von einem Schweizerbauer geraubt, der ihn als wertlos wegwarf und später für ein Goldstück verkaufte; nachdem er in den Besitz vieler Käufer gekommen und immer teuerer verkauft worden, gelangte er endlich in den Staatsschatz Frankreichs, wo er bis zur Stunde aufbewahrt wird.

Waadtland vom Genfersee bis zum Jura füllte und rückte am Pfingsttage vor die Stadt Murten. Herzog Siegmund von Tirol sandte ihm viertausend Reiter und dreitausend Fußknechte, welche der tapfere Graf Oswald von Tiersten führte, zu Hilfe. Herzog Karl entwarf, als die Scharen der Schweizer heranrückten, selbst die Schlachtordnung, indem er das Heer im Gevierte aufstellte; vor diesem befanden sich die Geschütze und im Rücken desselben fuhr die Wagenburg auf, während zu beiden Seiten die Reiter den Angriff des Feindes erwarteten.

Einen ganzen Tag lang blieb unser Heer in dieser vortrefflichen Stellung und harrte ungeduldig auf den Feind; dieser aber blieb in den Wäldern und Schluchten versteckt und wartete, bis es Abend wurde; beim Einbruch desselben gab der Herzog den Befehl, daß wir die Schlachtreihen lösen und in das Lager zurückkehren sollten. Das geschah wegen der Dunkelheit nicht in Ordnung und Ruhe, im Gegenteil; es trat Verwirrung ein, da jeder so schnell als möglich sein Zelt zu erreichen suchte. Auf diesen Augenblick hatten die Schweizer gewartet; sie schlichen sich zu den geladenen Geschützen, welche jetzt nur von wenigen bewacht wurden, drehten sie um und feuerten in unsere Reihen.

Die Tiroler waren die einzigen, welche zähen Widerstand leisteten und so lange den Ansturm der vierfach stärkeren Eidgenossen abwehrten,

bis eine Schar derselben sie im Rücken anfiel und zerstreute. Über 20,000 der Unsrigen wurden bei Murten erschlagen, Tausende in den See gejagt und 30,000 gingen an ihren Wunden und durch Hunger zu Grunde. Der Feind erbeutete alle Geschütze, 1000 Zelte und 400 Hütten, in denen wir gelagert hatten, nebst allen Vorräten und Rüstzeuge.

Herzog Karl, der vom Gipfel eines Berges aus den Überfall der Eidgenossen und unsere Niederlage gesehen hatte, bestieg sein Roß und sprengte nach Genf. Sein Zorn war groß und er schwor, sich an den Schweizern zu rächen.

Es würde ihm auch gelungen sein, da tauchte zu Ende des Jahres 1476 ein neuer Feind auf; Herzog Reinhard von Lothringen, dessen Land Euer glorreicher Vater ein Jahr vorher eroberte, und der sich an das Hoflager König Ludwigs XI. geflüchtet hatte. Dieser treulose, wortbrüchige Fürst, welcher den Schweizern Geld zum Burgunderkriege sandte, unterstützte auch den entthronten Lothringer, so daß dieser an der Spitze eines Heeres von 4000 Fußknechten und 1500 Reitern vor die Stadt Nancy zog und sie belagerte. Das geschah in den ersten Tagen des Jahres 1477. Herzog Karl eilte mit seinen 40,000 Söldnern den hart bedrängten Bürgern zu Hilfe und beschloß, die Scharen des Grafen Reinhard, denen sich 25,000 Schweizer angeschlossen hatten, mit einem Schlage zu ver-

nichten. Obwohl die Führer rieten, die Schlacht bis zum Eintritt des Frühlings zu verschieben, bestand Euer unerschrockener Vater auf seinem Willen und stellte sein Heer vor den Mauern der Stadt Nancy so auf, daß die Welschen unter dem Befehl des Campobasso den rechten Flügel bildeten, während er in der Mitte hielt und sein Bruder Balduin den linken Flügel führte.

Auf dem Blachfelde, wo nach seiner Ansicht der Feind angreifen mußte, wurde ein tiefer Graben gezogen und hinter demselben, von Schanzkörben verdeckt, Geschütze aufgestellt. Wir alle waren frohen Mutes, denn unsere Stellung sowohl, als die bessere Ausrüstung gaben uns die sichere Hoffnung auf Sieg. Er wäre auch unser gewesen, wenn nicht Verrat mitgespielt hätte.

Zwei Schweizer, welche sich, um Späherdienste zu leisten, in unserem Heere anwerben ließen, verrieten dem Anführer ihrer Landsleute, Wilhelm Herter, den Ort, wo der Schanzgraben lag, und dieser zog auf Umwegen ins Gebirg, bis er den Gipfel eines Berges erreichte, der gerade im Rücken unserer Schlachtreihe aufragte.

Da während des ganzen Tages Schnee fiel, der jeden Ausblick in die Ferne hinderte, so dachten wir nicht daran, daß der Feind uns von dem unwegsamen Berge herab anfallen werde.

Erlaßt es mir, hohe Frau, Euch den Aus-

gang der Schlacht zu schildern . . . Während die Schweizer uns im Rücken bedrängten, gingen die Welschen des Campobasso in dem Augenblicke, wo Reinhard von Lothringen gegen das Mitteltreffen vorrückte, zu ihm über. Von zwei Seiten angegriffen löste unser Heer die Reihen, und alles flüchtete.

Herzog Karl zog sein Schwert, und schlug sich bis zum Dorfe St. Johannes durch, dort stolperte in dem Augenblicke, wo er über einen zugefrorenen Bach reiten wollte, sein Roß, stürzte, und warf den schwer Bewaffneten aus dem Sattel. Ehe er sich aufraffen und zur Wehr setzen konnte, stieß ihm ein lothringischer Söldner die Hellebarde in den Leib . . . Später fanden ihn Troßknechte, welche als Leichenräuber das Schlachtfeld durchstöberten, plünderten ihn und warfen den nackten Körper in den Bach, wo er nach drei Tagen von uns gefunden und aus dem Eis gehackt werden mußte."*)

Nachdem Raoul von Montigny seinen Bericht geendet, verhüllte Maria von Burgund ihr Antlitz mit beiden Händen und brach in Thränen aus; ohne ein Wort zu sagen, winkte sie ihm dann, daß er entlassen sei.

---

*) Die Leiche Herzog Karl des Kühnen wurde in der St. Georgskirche zu Nancy bestattet; der Grabstein trägt die Inschrift: „Du wolltest im Leben weder Frieden noch Ruhe; jetzt hast du beides hier gefunden!"

Im Vorgemach mußte er alles noch einmal den Hofleuten, die sich herandrängten, wiederholen und fügte hinzu:

„Die Schweizer haben auf unseren Herzog und dessen drei Niederlagen ein Spottgedicht gemacht, das lautet:

„Bei Granson verlor er den Mut,
Bei Murten das Gut,
Bei Nancy das Blut.“

Jetzt kamen böse Tage über die Erben der burgundischen Länder, denn die Bürgerschaft von Brüssel und Antwerpen, welche die eiserne Faust des Herzogs nicht mehr fühlten, kündeten seiner Tochter den Gehorsam.

Das Maß ihrer Leiden war aber noch nicht voll. Eines Tages erschien ein Herold des Königs von Frankreich in Gent und warb um ihre Hand für den Dauphin, den Thronfolger. Sie zitterte und rief entsetzt aus: „Der Dauphin soll eine Mißgestalt und blödsinnig sein?“

„Ihr habt recht,“ erwiderte der Hofmarschall, der diese Worte gehört hatte. „Als ich im vorigen Jahre in Paris weilte, begegnete ich ihm in dem königlichen Garten . . . Er ist klein wie ein zehnjähriger Knabe, mit einem birnenförmigen Kopf und dürren, kurzen Beinen, welche die Last des feisten Körpers kaum tragen können . . . Als ich ihm huldigte, glotzte er mich an, steckte den Daumen in den Mund und lachte, ohne ein Wort zu sprechen. Ihr

würdet ein Kind und keinen Mann heiraten, erhabene Frau."

Maria schauderte und sagte zum königlichen Herold, der die Werbung überbracht hatte: „Ich werde niemals die Ehefrau Eueres Dauphin werden!"

„Dann vernehmt die zweite Botschaft," erwiderte er, „welche ich im Namen meines Herrn Euch melden soll:

Das Herzogtum Burgund fällt, da Herzog Karl ohne männliche Erben gestorben ist, an die Krone Frankreichs und darum haben in dem Augenblick, wo ich Paris verließ, 10,000 Söldner die Grenze überschritten, um es in Besitz zu nehmen . . ."

Maria von Burgund verzagte und war ratlos. In ihrer Bedrängnis rief sie den Kronrat zu sich und beschwor die weltklugen Männer, ihr zu helfen.

„Ihr müßt die Werbung des Königs von Frankreich annehmen," sprach der Kanzler . . . „In Holland und Seeland haben sich die Bewohner empört und Euerem Statthalter Wolfard von Borselen als Landesherrn gehuldigt. Ihr werdet die Krone verlieren, wenn . . ."

„Schweigt, Herr Kanzler," unterbrach ihn Maria. „Ich will alles verlieren und in Armut leben, ehe ich die Werbung Frankreichs annehme!"

„Entlaßt mich aus dem Amte, wenn mein

Rat Euch mißfällt," erwiderte der Kanzler in gereiztem Tone.

Die übrigen Räte saßen stumm da und zeigten durch ihre Mienen, daß der Widerstand ihrer Herrin gegen die Ehe ihren Unwillen erregte.

Plötzlich erschien ein Hofherr an der Schwelle des Saales und meldete:

„Eine Gesandtschaft des römisch-deutschen Kaisers bittet, vor Euch, erhabene Frau, erscheinen zu dürfen!"

„Eine Gesandtschaft vom Kaiser Friedrich!" rief Maria freudig erregt. „Mein Vater hat mir oft von der Begegnung mit demselben in der Stadt Trier und von dessen Sohn Maximilian erzählt, den er wie einen Sohn lieb gewonnen.

Sagt den Herren, daß ich sie willkommen heiße." Auf einen Wink des Hofherrn öffneten sich die Thüren und die Gesandtschaft des Kaisers schritt in den Saal; an deren Spitze erschien Kurfürst Johannes, Bischof von Trier; ihm folgten Bischof Georg von Metz, Herzog Ludwig von Baiern und der Kanzler des Kaisers, Georg Häßler und viele Grafen wie Edelleute.

Der Kurfürst von Trier begrüßte Maria und sprach dann, nachdem diese den Gegengruß geboten:

„Mein glorreicher Herr, der Kaiser, wirbt um Euere Hand für seinen Sohn Maximilian!"

Eine Röte färbte das Antlitz Marias und ihre Augen leuchteten, denn die Werbung gefiel ihr; sie hatte ja schon von dem ritterlichen Wesen des Kaisersohnes gehört.

Sie sprach mit magdlicher Befangenheit zu den Räten:

„Ihr habt die Botschaft des römisch-deutschen Kaisers vernommen. Sagt mir euere Meinung darüber.“

Der Kanzler, welcher im Solde des Königs von Frankreich stand, rief:

„Vergeßt nicht den Schimpf, hohe Herrin, der Euerem Vater zu Trier angethan wurde!“ ...

„Bezähmt Eueren Groll gegen das Haus Habsburg,“ unterbrach ihn Bischof Georg von Mainz. „Er verführt Euch, Herr Kanzler, Dinge zu reden, die unwahr sind.“

Der Kanzler wollte aufbrausen, faßte sich aber, als der Bischof im strengen Tone fortfuhr:

„Ich kenne den Mann, welcher im Namen des Herzogs Karl mit Frankreich ein Bündnis schloß. Gelüstet es Euch, den Namen dieses doppelzüngigen Rates zu erfahren?“

Alle schauten auf den Kanzler, der bei diesen Worten erbleichte und zitterte.

Jetzt erhob sich Gundemar von Harlem, ein Greis, und sprach:

„Die Werbung des mächtigsten Herrn der Christenheit kann unserem Lande nur zu Ehr

und Nutzen gereichen. Ich stimme dafür, daß Ihr Maximilian zum Ehegenossen wählt."

Und Egmont zur Weeren, Peter Huysum sowie Balduin von Bevern sagten, während einer nach dem anderen sich vor der Fürstin verneigte:

„Wir stimmen dafür, daß Ihr die Werbung des Kaisersohnes annehmt."

Maria von Burgund wandte sich dann zu den kaiserlichen Gesandten und sagte:

„Hilfloser, als ich, ist wohl keine Fürstin der Christenheit. Meine Völker verlangen, daß ich einen Lebensgefährten wähle; ich finde keinen, der meiner Wahl würdiger wäre, als Maximilian von Österreich! Meldet darum dem Kaiser, daß ich seine Werbung annehme."

Lauter Jubel tönte durch die Halle, als Maria von Burgund geendet hatte. Der Kurfürst von Trier schritt die Stufe zum Thron, auf welchem die Fürstin saß, empor, und überreichte ihr ein Bild, das in einem kostbaren, mit Perlen und Edelsteinen gezierten Rahmen lag und einen goldenen Ring. Das Bild stellte Maximilian dar.

Als Maria von Burgund es betrachtete, rief sie aus:

„Wenn der Pinsel des Malers die Züge des Kaisersohnes treu wiedergegeben hat, so ist Maximilian der schönste Mann, den meine Augen je gesehen haben."

„Das Bild ist wohlgetroffen," erwiderte der Bischof von Mainz. „Maximilian gilt im ganzen Reiche als das Muster aller ritterlichen Tugenden und christlichen Sitten!"

„Ich danke Euch für diese Worte," erwiderte Maria mit jungfräulichem Erröten. „Ich lade euch ein, solange ihr in Gent weilt, meine Gäste zu sein."

Der Kurfürst von Trier verneigte sich tief und sprach:

„Wir danken Euch, hohe Fürstin, für diese Ehre, und werden sie mit Freuden annehmen!"

Nachdem sie acht Tage in Gent geblieben, kehrten sie nach Österreich zurück.

Es dauerte noch fünf Monate nach der Abreise der kaiserlichen Gesandtschaft, ehe Maximilian seinen Einzug in die Stadt Gent hielt.

Er verließ im Monat Juli des Jahres 1477 Österreich und zog über Speier und Köln nach Belgien; in seinem Gefolge befanden sich die drei Kurfürsten von Trier, Mainz und Köln, sieben Reichsfürsten, Hunderte von Rittern. An der Seite Maximilians ritten Sigismund Pruschenk, welcher später eine Chronik über diese Brautfahrt schrieb und in derselben Maria von Burgund eine fromme, traute und schöne Frau nannte.

Am 18. August gelangte der Zug vor die Thore der Stadt Gent und Volk wie Bürger

drängten sich heran, um den Kaisersohn und dessen Begleiter zu sehen.

Die Spitze dieser glänzenden Reiterschar bildeten 300 kaiserliche Söldner, die blanke Panzer, Hellebarden und Stahlhelme trugen, dann folgten 32 Geschütze, deren jedes von 8 prächtig angeschirrten Rossen gezogen wurde, und hierauf 250 Reiter in roten Waffenröcken; jeder Reiter hielt eine Lanze, an deren Spitze ein weißrotes Fähnlein wehte. Sechzehn Trompeter und acht Herolde verkündeten das Nahen Maximilians, dem die Kurfürsten und Edelherren vorausritten. Er trug eine silberne, mit Gold reich verzierte Rüstung, darüber einen Waffenrock aus schwarzgelbem Sammet und auf dem entblößten Haupt, von welchem das goldfahle Haar in langen Locken auf Schulter und Nacken niederhingen, einen Reif aus Perlen und Edelsteinen. Hinter ihm zogen die Bischöfe mit Inful und Kreuz und 600 Reiter einher. Über dem Thore, das mit Laubgewinden geziert war, stand die Inschrift: „Tu es dux noster, pugna proelium nostrum. Sei unser Führer und schlage unsere Schlachten. Omnia, quae dixeris, faciemus. Was du befehlen wirst, wollen wir thun.“

Da es Abend geworden war, zündeten die Bürger Wachsfackeln an, durch welche sie die Straßen und den prächtigen Aufzug taghell beleuchteten.

Unter dem Jauchzen der Volksmenge ritt Maximilian zur Burg, wo ihn Maria von Burgund, umgeben von ihren Frauen, Räten und Hofherren, erwartete.

Als er in den Saal eingetreten, beugte er sein Knie vor ihr und schaute sie aus seinen großen, blauen Augen treuherzig an; sie aber neigte sich im magdlichen Erröten zu ihm nieder und rief:

„Sei mir willkommen, du edles, deutsches Blut!“

Beide reichten sich die Hände und traten zum Kreuzbilde, das über dem Thronsessel hing, knieten nieder und beteten laut, daß Gott ihren Bund segnen möge. Und alle, welche den Saal füllten und Zeugen dieser Begegnung gewesen waren, riefen gerührt:

„Amen! So geschehe es!“

Hierauf verließ Maximilian mit seinem Gefolge die Burg und ritt in die für ihn bereitete, mit fürstlicher Pracht ausgestattete Herberge.

Am folgenden Morgen tönte Glockengeläute von den Türmen und alles wallte nach dem Schloß, in dessen Kirche der päpstliche Abgesandte, Julianus von Ostia, den Ehebund segnen sollte.

Maximilian erschien von Kopf bis zum Fuß in eine silberne Rüstung gehüllt, während die Braut ein Gewand aus weißem Damast und darüber einen goldgestickten, mit Hermelin verbrämten Mantel von derselben Farbe trug;

den Leib umschlang ein Gürtel aus Diamantsternen und das braungelockte Haupt zierte eine Krone von Gold und funkelnden Juwelen.

Maximilian kniete vor dem Altare, auf dessen oberster Stufe der Bischof von Ostia stand, nieder, reichte Maria einen Goldreif und sprach mit kräftig tönender Stimme:

„Mit diesem Ring gelobe ich Euch Treue und Schutz fürs ganze Leben.“

Der Bischof steckte dann einen Goldreif an die Hand Maximilians, während Maria von Burgund leise sagte:

„Mit diesem Ring gelobe ich Euch Liebe, Treue und Unterthänigkeit, bis uns der Tod scheidet.“

Hierauf übergab ihr Maximilian ein Goldstück, welches sie in die Tasche ihres Gürtels schob, zum Zeichen, daß sie als gute Hausfrau das ihr anvertraute Gut sorglich bewahren wolle.

Die Neuvermählten gingen aus der Kirche in die Prunksäle des Schlosses, wo drei Tage lang Festmahle und Tänze gehalten wurden; die Blüte der Ritterschaft Belgiens erschien in der Stechbahn, um dort durch Waffenspiele und Turniere ihren Landesherrn zu ehren.

Da zeigte Maximilian, daß er nicht allein ein Meister im Stechen, Rennen und Schwertkampf, sondern auch ein unerschrockener Reiter sei.

Er ritt ein wildes Roß. Als er in voller

Eisenrüstung auf seinen Gegner losrannte, um ihn mit vorgestreckter Lanze aus dem Sattel zu heben, scheute sich plötzlich das mühsam gezügelte Tier, brach aus, sprang über die Umzäunung der Stechbahn und jagte gegen den Scheldestrom, dessen Wellen hoch gingen.

Maria wurde vor Schreck ohnmächtig, während die Ritter und Gäste verzweifelt ausriefen: „Unser Landesherr ist rettungslos verloren."

Das Volk aber schrie, die Hände flehend zum Himmel erhebend:

„Helf' dir Gott, helf' dir Gott!"

Das wilde Roß war nur wenige Schritte vom Strom entfernt und hob sich auf die Hinterbeine, um mit einem gewaltigen Satze in die Fluten zu stürzen. In diesem Augenblicke riß Maximilian, der die Eisenhandschuhe abgezogen und den Helm gelöst hatte, so kräftig am Zügel, daß das Roß still stand und in die Kniee sank. Ein Schrei des Staunens über die riesige Kraft Maximilians tönte aus der Menge und alles pries ihn wegen seines Mutes.

Er aber sagte lachend zu den Rittern, die ihn jubelnd zum Thronsitze der Fürstin geleiteten:

„Glaubt ihr denn nicht, daß Gott auch den Königen kräftige Fäuste gegeben hat?"

Nach drei Tagen zog er mit Maria nach Brügge und Antwerpen; überall empfing ihn Bürgerschaft und Volk wie einen Retter und

jubelten ihm zu, denn vor seiner Ankunft in Belgien fürchtete alles, daß König Ludwig XI. von Frankreich einen Raubzug in die blühenden Staaten unternehmen und sie für seine Krone erobern würde.

Maximilian freute sich über diese Huldigungen und rief, glücklich an der Seite Marias weilend, aus:

„Hätten wir Frieden, so säßen wir wie in einem Rosengarten!“

Kunz von der Rosen aber, sein lustiger Rat, fügte hinzu:

„Der Blitz schlägt gern in hohe Türme ein!“

Siebentes Kapitel.

Das Giftkraut.

„Der Mensch weiß sein Ende nicht. Wie die Fische mit der Angel gefangen werden und wie man die Vögel mit dem Netze fängt, so werden die Menschen zur Zeit des Unglücks gefangen, wenn es plötzlich über sie hereinkommt.“*)

Die Wahrheit dieses Gotteswortes mußte auch Maximilian, der im Sonnenschein von Glück und Freuden zu sitzen glaubte, erfahren. Der erste Blitz, wie sein „Freudenmacher“ Kunz von der Rosen verkündete, traf ihn an einem Herbsttage des Jahres 1479.

Er hatte das Lager besucht und viele Stunden lang sowohl mit den Reisigen als den Geschützen Waffenübungen und Schießversuche angestellt; so kam es, daß er müde und nach Nahrung verlangend, in das Schloß zurückkehrte. Der Koch, ein biederer Deutscher, wollte seinem

---

*) Ecclesiast. IX, 12.

Herrn einen wohlschmeckenden Imbiß vorsetzen und freute sich im stillen, daß es ihm gelungen war; denn der Hofgärtner, welcher viele Jahre lang am Hofe des französischen Königs gelebt, hatte ihm einen Korb voll seltener Kräuter gebracht.

„Bereitet aus denselben eine Kraftbrühe," sagte er zum Koch . . . „Ich bürge Euch, daß Ihr das Lob Eueres Herrn gewinnen werdet."

Während Maximilian, welcher Rüstung und Waffen abgelegt hatte, auf einem Ruhebett lag, trug ein Edelknabe in einer goldenen Tasse die Brühe in das Gemach und kredenzte sie ihm.

Schon streckte Maximilian die Hand aus, und wollte die Tasse an die Lippen setzen, da erschien an der Schwelle ein Greis und rief:

„Ich muß meinen Landesherrn sprechen. Gewährt mir um Gottes willen Einlaß!"

Er war ein Landmann aus der Grafschaft Burgund, welcher den weiten Weg nach Flandern gemacht hatte, um, wie er laut beteuerte, Klage zu führen.

„Die Franzosen sind ins Land eingebrochen, haben unsere Gehöfte geplündert und in Brand gesteckt, das Vieh geraubt und Äcker und Fruchtfelder verwüstet! Rettet uns, Herr, aus den Klauen der Welschen!"

Der Hofherr, welcher Maximilian aufwartete, wollte den Alten abweisen:

„Unser Fürst ist ermüdet. Wartet, bis die

Zeit gekommen, wo er die Bittstellenden empfängt."

Er faßte den Burgunder an der Schulter und schob ihn mit einem kräftigen Ruck über die Schwelle.

Maximilian ließ die Tasse unbeachtet, sprang auf und sagte:

„Tritt näher, mein Freund, und klage alles, was dein Herz bedrückt. Meine Pflichten als Landesherr leiden keinen Aufschub; die Brühe wird mir dann um so besser munden."

Der alte Bauer küßte unter Thränen die Hand, welche Maximilian ihm entgegenstreckte, und begann von den Greueln zu erzählen, welche die Söldner des französischen Königs in Burgund verübt hatten.

Er schloß mit den Worten: „Hilf uns, hoher Herr. Rette uns! Rette uns!"

„Kehre, nachdem du hier als mein Gast gerastet und dich erquickt hast, in deine Heimat zurück," erwiderte Maximilian, „und melde deinen Landsleuten, daß ich euch mit einem starken Heere zu Hilfe kommen werde. Die Franzosen sollen blutig für das büßen, was sie euch zugefügt haben!"

Nach diesen Worten winkte er dem Greise, und dieser verließ mit freudestrahlendem Antlitz das Gemach.

„Ihr habt weise gehandelt, hoher Herr, daß Ihr Euch der Verfolgten annehmt," sagte

Kunz von der Rosen, welcher Zeuge dieses Gespräches gewesen war. „Helfen bleibt allezeit das beste Mittel für einen Fürsten, um ihm die Liebe seines Volkes zu gewinnen. „Wer säet," sagt ein gut deutsches Sprichwort, „der mähet!"

„Reiche mir die Kraftbrühe, welche mein Koch Kunibert bereitet hat," befahl Maximilian dem Edelknaben. Zu seinem Schrecken krümmte sich der Jüngling, auf dem Estrich hingestreckt, wie ein Wurm, Leichenblässe bedeckte sein Antlitz, ein grünlich schimmernder Schaum floß aus seinen krampfhaft geschlossenen Lippen und die Augen starrten wie verlöschende Kohlen.

„Was fehlt dem Knaben!" schrie Maximilian, und trat näher.

Der jugendliche Leib wurde von Fieberschauer gerüttelt, dann flog ein Zittern durch denselben, ein letztes Emporschnellen, ein letztes Stöhnen und eine Leiche lag zu den Füßen des Fürsten.

Während Maximilian sprachlos auf den Toten starrte, ergriff Kunz von der Rosen die goldene Tasse, die noch halb mit der Kraftbrühe gefüllt war, roch daran und sagte:

„Danket dem Himmel für Euere Rettung! Der Trunk ist — vergiftet!"

Bei diesem Ausrufe drängten sich Hofleute und Diener herbei und alles geriet in fieberhafte Aufregung; nur Maximilian blieb ruhig und sprach gelassen.

„Holt Kunibert, den Koch.“

Als dieser noch in der Kleidung, welche er am Feuerherde trug, in das Gemach trat, blickte ihm Maximilian scharf ins Antlitz; ehe er noch ein Wort vorbrachte, sank der alte Mann zu seinen Füßen:

„Bei Christi Kreuz schwöre ich, daß ich nicht weiß, wie das Gift in die Brühe gekommen ist!“ Dann sann er eine Zeit lang nach und fuhr fort:

„Die Kräuter, mit denen ich sie würzen sollte, hat mir Denis, der Hofgärtner, gebracht.“

„Wo ist Denis?“ fragte Maximilian. „Bringt ihn hierher.“

Nach kurzer Zeit meldete ein Diener:

„Der Hofgärtner ist verschwunden. Wir haben ihn vergebens gesucht.“

Er hatte kaum geendet, da trat der Hauptmann der Thorwache ein und schleppte einen Mann, den er mit eiserner Faust festhielt, in das Gemach; dieser trug die Tracht eines Fischers.

„Das ist ja Denis, der Hofgärtner!“ schrie der Koch auf. „Wie kommst du zu dieser Verkleidung?“

Der Angeredete zitterte an allen Gliedern und fiel Maximilian zu Füßen.

„Diesem Manne begegnete ich in dem Augenblicke, wo er scheu um sich blickend durch das Thor ins Freie schleichen wollte; da er,

sobald er mich erblickte, einen Bündel fallen ließ, schöpfte ich Verdacht," berichtete der Hauptmann der Thorwache. „Wie staunte ich, als ich im Fischer — unseren Hofgärtner Denis erkannte. Wenige Minuten später kam ein Diener gelaufen und rief: „Wo ist Denis. Wir suchen ihn." Und andere Schloßleute erzählten, daß eine Brühe, die unserem Fürsten gereicht wurde, — Gift enthielt. Dies alles bewog mich, den Spitzbuben zu packen und vor Euch zu bringen."

„Gnade, Gnade," flehte der Hofgärtner. „Schont mein Leben und ich will alles eingestehen!"

„Sprich," unterbrach ihn Maximilian im strengen Tone, „und hüte dich, eine Lüge zu sagen."

„Die Kräuter, welche ich dem Koche brachte, sind giftige Pflanzen gewesen," fuhr der Gefangene fort.

„Was hab' ich dir zu leid gethan, daß du mich töten wolltest?" fragte Maximilian.

„Nichts. Ihr seid stets ein guter Herr gewesen. Das viele Gold hat mich dazu verführt," erwiderte der Hofgärtner.

„Wer gab es dir?" fragte Maximilian.

„Der Marquis von René."

„René!" rief der Fürst entsetzt. „Der Vertraute des Königs Ludwig!"

Er faßte sich und sagte zu seinen Hofherren gewendet:

„Ich kenne Ludwig von Frankreich als einen Bösewicht; erfahre aber erst heute, daß er auch ein feiger Meuchelmörder ist!“

Denis, der Hofgärtner, gestand noch weiter ein, daß er eigens von Paris nach Gent gereist sei und sich um einen Dienst in dem fürstlichen Garten beworben habe, um im Auftrage des Königs Maximilian zu vergiften. Er wollte in der Stunde, wo der arglose Koch den tödlichen Trunk bereitete, entfliehen.

„Gott der Herr hat Euer Mitleid wunderbar belohnt,“ sprach der Bischof von Gent, welcher mit den anderen Würdenträgern des Reiches Maximilian beglückwünschte. „Statt von der Kraftbrühe zu trinken, hörtet Ihr die Klage des Burgunder Bauern an, und diese Verzögerung bewahrte Euch vor dem Tode. Der Edelknabe, der nach Kinderart aus der Tasse naschte, mußte dies mit seinem Leben bezahlen. Die Gnade des Himmels waltet sichtbar über Euch!“

Kunz von der Rosen aber sagte, als er mit Maximilian allein war:

„Seltsam, seltsam! Mein Wahrspruch: Wer säet, der mähet, hat sich an Euch, gnädiger Herr, in derselben Stunde erfüllt, wo ich ihn vorbrachte!“

Denis, der Hofgärtner, wurde noch an demselben Abend auf den Galgen gehängt und die hundert Goldstücke, die in seinem Bündel steckten,

der Judaslohn für seine Schurkenthat, an die Armen Gents verteilt. —

Das zweite Unglück, welches Maximilian heimsuchte, traf sein Herz noch empfindlicher und schlug ihm eine niemals vernarbende Wunde.

An einem sonnumflossenen Frühlingstage des Jahres 1482 zog eine glänzende Jagdgesellschaft, an deren Spitze Maximilian sprengte, in die Wälder hinaus, um auf flinken Rossen Hirsche und Eber zu pürschen. Der Fürst trug ein Wams aus grünen Sammet, weiße Strümpfe, über die er Reitstiefel gezogen hatte, einen breitkrämpigen Hut, um den ein goldenes Band geschlungen war, Hifthorn und Weidmesser im Gehänge seines Gürtels. An seiner Seite ritt Maria auf einem fahlgelben Zelter; sie war in ein wallendes, hellblaues Gewand, das Silberschnüre zierte, gekleidet, und ihr Haupt bedeckte ein Turban aus bunter Seide, vor dem ein langer Schleier niederhing.

Sobald der Zug den Wald erreicht hatte, ließ sie sich einen Falken auf die mit einem Handschuh bedeckte Rechte setzen und spornte ihr Roß an, um einen Reiher, der sich soeben in die Lüfte erhoben, zu verfolgen. Maria liebte die Falkenbeize leidenschaftlich und wurde darum vom Volke die: Burgundische Diana genannt.

Während ihr Gefolge sich nach allen Seiten zerstreute, um mit Lanze und Armbrust zu jagen, flog sie pfeilgeschwind über den Mos-

boden dahin und achtete mehr auf den Falken, der, eine Lederhaube auf dem Kopfe tragend, auf ihrer Faust saß, als auf den Weg.

Schon erblickte sie, auf eine große Wiese gelangt, den Reiher, der in weiten Kreisen über ihrem Haupte schwebte, schon wollte sie den Falken auf ihn losstürzen lassen, da hemmte ein breiter Graben den Lauf des Rosses; es scheute sich, ihn zu überspringen. Maria aber stieß ihm einen Sporn in die Weiche und trieb es durch Zuruf zum Sprung an. In dem Augenblicke, wo es auf den Hinterfüßen stehend den gewaltigen Satz machte, riß der Sattelgurt und die Reiterin fiel zu Boden. An der Stelle, wo sie niederstürzte, grünte ein Baum, an dessen Stamm sie anprallte und sich schwer verletzte.

Maximilian, welcher den Schmerzensschrei, den sie ausstieß, hörte, eilte herbei und stieß in das Hifthorn, um das Gefolge zu rufen. Die unglückliche Fürstin wurde auf eine Bahre aus Baumstämmen gebettet und in das Schloß getragen, wo sie bald unter namenlosen Schmerzen dem Tode entgegensiechte.

Als sie fühlte, daß ihre letzte Stunde gekommen sei, ließ sie alle Ritter des Goldenen Vlieses,*) dessen Hochmeister Maximilian war, an ihr Krankenlager rufen und sprach:

---

*) Der Orden des Goldenen Vlieses wurde vom Herzog Philipp III. von Burgund 1429 gestiftet für

„Es steht schlecht mit mir. Schwört mir, daß ihr meinem geliebten Eheherrn Treue halten und in keiner Not ihn verlassen werdet!“

Die Ritter vom Goldenen Vlies leisteten den Schwur und Maria von Burgund, welche dann zärtlichen Abschied von Maximilian nahm, hauchte ruhig und gottfroh ihre Seele aus.

Maximilian warf sich über ihre Leiche und rief verzweifelt aus:

„Nie, so lange ich lebe, werde ich dieses treue, fromme Weib vergessen!“

So blieb er zwei Tage und Nächte stumm und thränenlos neben der Bahre und genoß weder Speise und Trank.

Sein Gefolge zitterte für das Leben des Fürsten; in dem Augenblicke, wo die Leiche zur Kirche getragen und in die Gruft gesenkt werden sollte, trat Kunz von der Rosen zu Maximilian. Dieser hatte sein Antlitz mit beiden Händen bedeckt und schien auf alles, was ringsum vorging, zu vergessen.

Ritter, welche wie Gedeon gegen die Medianiter, zu deren Bekämpfung er durch Zeichen an einem Widerfell vom Herrn berufen wurde, tapfer wider die Ungläubigen streiten sollten. Sie mußten von makellosem Adel und Wandel sein und eine Kette aus blauen Feuersteinen, an der ein goldenes Widerfell hing, tragen: Ihr Wahlspruch lautete: Je l'ais empris. Ich hab' es auf mich genommen. Es galt als die höchste Auszeichnung eines Ritters.

Der lustige Rat sprach langsam:

Gott weiß es, was das Beste ist,
Er weiß es — er allein.
Er weiß, daß du bekümmert bist,
Drum gieb dich mutig drein!

Als dieser tiefschöne Trostspruch an sein Ohr klang, erhob sich Maximilian und sprach, während er einen letzten Blick auf seine tote Ehefrau warf:

„Du hast recht, mein Kunz. Es wäre unchristlich und eines Mannes nicht würdig, sich sinnlos dem Schmerze hinzugeben oder zu verzagen.“

Und leise die Worte: „Drum gieb dich mutig drein!“ wiederholend ging er aus dem Totengemache.

Achtes Kapitel.

Der Sieger von Guinegate.

Mitten in die Trauer, welche Maximilian an Maria von Burgund trug, kam die Nachricht, daß sich die Bürger der Niederländischen Städte empört hätten; bald trafen Abgesandte derselben in Gent ein, welche dreist erklärten:

„Im Namen der Bürgerschaft erklären wir, daß wir nicht unter der Herrschaft eines Fremdlings bleiben wollen. Das Erbe Marias von Burgund soll an einen Einheimischen fallen. Wir weigern uns — habsburgisch zu werden!“

Wenige Tage später erschienen die Flamländer und kündeten ebenfalls den Gehorsam und Treue; überall im Reiche, zu Brügge, Brüssel, ja selbst in Gent riefen Adel, Bürger und Landvolk: „Wir wollen welsch bleiben! König Ludwig von Frankreich ist der Landesherr, den wir verlangen.“

Was blieb Maximilian übrig, als zu rüsten und mit dem Schwert in der Faust die Aufrührer zu bezwingen!

Der erste, welcher deutsche Hiebe kosten mußte, war Graf Engelbert von Arenberg, der wegen seiner Wildheit der Eber vom Ardennenwald hieß; dieser hatte dem Bischof von Lüttich, der treu zu Maximilian hielt, vor der Stadt aufgelauert und in Stücke zerhaut.

„Das soll der wilde Graf blutig büßen," rief Maximilian, als er den Mord hörte, aus, und sammelte seine deutschen Söldner, um sie nach der Landschaft Brabant zu führen, wo der Eber vom Ardennenwald hauste; dieser hatte sich in eine mit starken Wallmauern befestigte Burg zurückgezogen und spähte auf eine Gelegenheit, um den Feind zu überfallen.

Maximilian, welcher die Kriegslist des wilden Grafen durchschaute, sandte seine Leute in das Lager, während er sich mit fünfzig tapferen deutschen Reitern in ein Gehölz versteckte; am dämmernden Morgen, als noch die Nachtnebel Feld und Wald bedeckten, rückte die Schar des Grafen ins Feld, um, wie sie glaubte, die Deutschen während des Schlafes zu überfallen. Plötzlich brach Maximilian an der Spitze von zwanzig Reisigen aus dem Buschwerk hervor und griff den Feind ungestüm an; dieser geriet anfangs in Verwirrung, warf sich aber, als er die kleine Zahl der Deutschen sah, wütend auf sie. Maximilian, welcher wußte, daß er der Übermacht unterliegen mußte, sandte drei Trompeter in das Gehölz zurück und befahl dort

ihnen, an verschiedene, von einander entfernt liegende Stellen zu reiten und kräftig in ihre Hörner zu stoßen.

Er selbst aber sprengte mit gezücktem Schwerte dem Grafen zu Arenberg entgegen und rief:

„Ergebt Euch. Ihr seid von allen Seiten umzüngelt. Hört Ihr die Trompeten der heranrückenden Scharen? Der ganze Wald ist mit meinen Leuten gefüllt.“

Da in diesen Augenblicken aus allen Windrichtungen Trompetenschall erklang, so ließ sich Graf Eberhard einschüchtern und streckte mit den Seinigen die Waffen. Wie tobte er aber vor Wut, als er später erfuhr, daß die ganze Macht Maximilians nur aus fünfzig Reitern bestand, welche durch einen kühnen Handstreich vierhundert Welsche gefangen nahmen.

Von Brabant, wo er den Eber vom Ardennenwald über dem Thor der eroberten Burg aufhängen ließ, zog Maximilian nach Tournay und belagerte diese gut verteidigte Stadt. Während die Deutschen Schanzen aufwarfen und die Geschütze aufpflanzten, lagen die Bürger von Tournay faul auf den Brüstungen ihrer Ringmauern, höhnten die Belagerer und sangen Spottlieder. Als sich diese zum Sturm rüsteten, brach ein Wetter los, das die Gegend in dichte Nebel hüllte.

Maximilian rief: „Das ist die beste Gelegenheit, um die Stadt zu überrumpeln!“

Er sammelte einen Haufen der tüchtigsten Männer und sagte: „Folgt mir in den Wallgraben.“

Während sie sich geräuschlos den Mauern näherten, brauste plötzlich der Wind herein und jagte die Nebelwolken auseinander, so daß sich die Dämmerung, unter deren Schleier die Deutschen auf die Mauern klettern wollten, im Nu in Tageshelle verwandelte.

Die Bürger und Söldner der Stadt griffen zu den Waffen und wehrten die Stürmenden ab.

Maximilian lief allen voran, ohne sich um die Steinkugeln und Bolzen zu kümmern, welche dicht und immer dichter ihn umsausten.

Als er am Fuße eines Wartturmes anlangte, traf ihn ein Felsstück, das ein Bürger von der Zinne geschleudert, und raubte ihm für einige Zeit die Besinnung.

Die Belagerten erhoben ein Jubelgeschrei und hielten ihn für tot.

Er aber ließ sie in diesem Glauben und wartete, bis sich ihre Blicke und Geschosse ein anderes Ziel suchten, dann erhob er sich und kroch auf allen Vieren zurück; der Weg durch den Wallgraben war mit Leichen und Verwundeten bedeckt, so daß Maximilian erst nach einer Stunde bei den Seinigen anlangte. Ihre Freude war unbeschreiblich.

Noch an demselben Abend hielt Maximilian mit seinen Führern Kriegsrat.

„Wir besitzen zu wenig Geschütze, um Breschen in die Mauern schießen oder diese in Trümmer werfen zu können," sagte er. „Ich habe einen anderen Vorschlag, der euere Zustimmung finden soll."

„Sprecht, gnädigster Herr!" erwiderte Friedrich von Horn, der Führer des Reitervolkes. „Ihr habt Euch als kriegstüchtig erprobt, so daß wir mit Freuden Euch anhören werden."

Maximilian setzte ihnen alles auseinander, was er erdacht hatte, und alle Führer riefen:

„Wir stimmen für das, was Ihr unternehmen wollt. Die Stadt Tournay wird bald in unseren Händen sein."

Am anderen Morgen befahl Maximilian, daß sich sein Heer zum Abzug rüsten und das Lager abbrechen solle.

„Thut so," fügte er, an die Führer gewendet, hinzu, „als ob ihr auf der Flucht begriffen wäret."

Es geschah, und die Trompeter bliesen so laut zum Rückzug, daß der Schall in Tournay gehört wurde.

Die Deutschen rannten in das Blachfeld hinaus, das eine Stunde vor Tournay sich ausdehnte, und die Bürger wie Söldner der Stadt schrieen:

„Wir haben gesiegt! Der Feind flieht. Verfolgt ihn."

Sie öffneten die Thore, ließen die Fall-

brücken nieder und stürzten in gelösten Reihen ihnen nach. Wie staunten sie aber, als sie im Blachfeld den Feind zu dichtgedrängten Scharen geordnet erblickten.

Es entstand ein blutiges Gemetzel, in welchem die Stadtleute, welche bisher nur hinter den Mauern gekämpft hatten, im Handgemenge den kürzeren zogen. Maximilian stritt wie ein Löwe und jeder Streich seines Schwertes traf, bald hier einen Bürger wehrlos machend und bald dort einen Söldner zu Boden streckend. Ein Haufen von Leichen türmte sich rings um ihn auf und bildete eine Mauer, hinter der er wie ein Held focht.

Nach kurzem Ringen lagen Hunderte von Bürgern aus Tournay verwundet oder tot auf dem Schlachtfelde, und die übrigen flohen in die Stadt zurück.

Maximilian sammelte seine tapferen Männer und sprach: „Die Krämer und Pfeffersäcke sind geschlagen und werden keinen Angriff mehr wagen.“

In diesem Augenblick erschien ein Herold der Bürgerschaft und verkündete:

„Der Rat unserer Stadt entbietet Euch seinen Gruß und ist bereit, Frieden zu schließen.“

„Auch wir sind dazu bereit,“ erwiderte Maximilian, „wenn Tournay die Sühne leistet, welche ich fordere.“

„Folgt mir in die Stadt, damit der Rat

aus Euerem Munde erfahre, was geschehen soll," sagte der Herold.

„Ich kenne die Bürger als treulos," rief Maximilian, „und werde darum nicht in die Stadt gehen. Es ziemt sich, daß die Besiegten vor dem Sieger erscheinen."

Der Herold entfernte sich.

Nach einer Stunde kam der Bürgermeister an der Spitze der Ratsmänner in das Lager; sie schritten barfuß und mit entblößten Häuptern einher und hatten zum Zeichen ihrer Unterwerfung hänfene Stricke um den Hals geschlungen.

„Ich fordere, daß ihr vierzigtausend Goldgulden zahlt," sagte Maximilian, kalt den demutsvollen Gruß erwidernd, „und mir Urfehde schwöret."*)

Nachdem die Bürger von Tournay diese Buße geleistet hatten, verließ Maximilian die Landschaft und kehrte mit seinem Heere nach Gent heim, um von den Beschwerden dieses Kriegszuges auszurasten. Der Ruf aber von seinen Siegen flog durch alle aufständischen Landschaften und schüchterte die Bürger in den Städten ein, daß sie Waffen und Wehr ruhen ließen und ihm aufs neue huldigten. Maxi-

---

*) Urfehde war das eidliche Versprechen, weder Wiedervergeltung zu üben, noch Ersatz für den erlittenen Schaden zu fordern.

milian aber sah sich plötzlich einem viel mächtigeren Feinde gegenüber, denn im Hochsommer brach Philipp von Crevecoeur, Cordanus genannt, an der Spitze von 70,000 Reisigen in Burgund ein, um, wie die Franzosen großsprecherisch verkündeten, „den Habsburger zu verjagen."

Maximilian reiste nach Ypern, Rysel und Saint Omer, wo er ein Heer von Niederländern, Burgundern und Deutschen sammelte, das nur 28,000 Streiter zählte.

Als er in Saint Omer nächtigte, kehrte ein Priester von einem Sterbenden, dem er die letzte Wegzehrung gereicht hatte, heim, und ging kurz vor Mitternacht an einer einsamen Scheune vorüber.

Ein Lichtschein, der ins Freie drang, bewog ihn, durch eine Ritze ins Innere zu spähen; dort erblickte er zwölf bewaffnete Bauern und hörte die Worte:

„Haltet die Waffen bereit. Beim nächsten Stundenschlag werden wir die Herberge des Habsburgers überfallen und ihn niederstoßen."

Diese wenigen Worte verrieten dem Gottesdiener, daß das Leben seines Landesherrn bedroht sei; er lief in dessen Herberge, weckte ihn und berichtete, was er erlauscht hatte.

Maximilian dankte dem Priester, den er später zum Bischof machte, und waffnete sich, so daß er, als beim Schlag der Mitternachts-

stunde die zwölf Bauern in die Herberge eindrangen, in voller Eisenrüstung ihnen entgegentrat. Seine Erscheinung, die flammenden Augen und der zürnende Ton seiner Stimme: „Ergebt euch, Schurken!“ erschreckte sie sehr, daß sie Schwert und Dolch wegwarfen, und sich ohne Widerstand von den herbeigerufenen Söldnern binden ließen.

„Ihr seid keine Bauern,“ herrschte sie Maximilian an. „Haltung und Wehr verraten euch als — Kriegsleute.“

„Wir stehen unter der Fahne des großen Cordanus,“ erwiderte einer der Gefangenen, „und gehören zu seiner Leibwache.“

„Schmach über euch!“ donnerte Maximilian. „Ein Kriegsmann erniedrigt sich nicht zum Meuchelmörder!“

Auf seinen Wink wurden die zwölf Franzosen ins Freie geschleppt und gespießt. Die deutschen Söldner bildeten eine Gasse, streckten ihre langen Spieße vor und ein Welscher nach dem anderen wurde in dieselben gestoßen.

Am anderen Tage zog Maximilian mit seinem Heere südwärts, bis er seinen Gegner in der Nähe des Dorfes Guinegate erreichte. Er stellte sein Heer in gevierteilter Schlachtreihe auf, an jeder Flanke hielten achthundert Reiter, während in der Mitte die mit Hakenbüchsen bewaffneten Schützen, welche Graf Romont führte, und die deutschen Söldner unter

Engelbrecht von Nassau standen. Im Lager blieben sechshundert Schützen zur Bewachung desselben zurück.

Die Feldzeichen der Deutschen waren weiße Fahnen, welche goldene Glücksräder und Äpfeln nebst der Inschrift: „Per tot discrimina! . . . Durch viele Gefahren“ zeigten. Wappen und Wahlspruch hatte sich Maximilian ersonnen und ließ sie überall, auf Schild, Buch und Trinkbecher anbringen.

Die Franzosen hatten schwarze Banner, die mit goldenen Sternen besät waren.

Sobald sich beide Heere kampfgerüstet gegenüber standen, stieg Maximilian vom Roß, kniete nieder und mit ihm alle Bewaffneten. Sie beteten laut, daß Gott Leib und Wehr segne und ihnen Sieg verleihe.

Philippus Cordanus teilte seine Scharen in viele kleine Haufen, welche auf flinken Rossen die geschlossenen Reihen der Deutschen angreifen und zerstreuen sollten.

Da die Franzosen zahlreicher und auch besser beritten waren, so gelang es ihnen beim ersten Anpralle die deutschen Reisigen zurückzudrängen. Diese Verwirrung benutzte Cordanus geschickt und befahl, daß sechshundert Reiter dem Heere Maximilians in den Rücken fallen sollten.

Es geschah, und die Schar gelangte auf einem Umwege in das Lager der Deutschen,

das sich hinter deren Schlachtordnung ausbreitete. Der Anblick der Vorräte, die in Fülle hier aufgestapelt waren, der Waffen und besonders des Zeltes, wo der Kriegsschatz lag, reizte die Habsucht der Franzosen, und sie hemmten plötzlich den Lauf ihrer Rosse. Jeder sprang ab und begann hier und dort zu rauben; was ihm begehrenswert erschien."

Maximilian, den eine Leibwache von hundertfünfzig Rittern umgab, hatte sowohl die Niederlage der Seinigen als auch die Reiterschar, welche ihn im Rücken anfallen sollte, mit scharfen Augen beobachtet. Als er sah, daß diese statt zu stürmen, das Lager ausplünderte, rief er frohgemutet aus:

„Jetzt ist der Sieg unser!"

Dann stellte er sich an die Spitze des Fußvolkes und drang ungestüm gegen Philipp Cordanus vor, während Graf von Romont und Eberhard zu Nassau ihre Schützen gegen das Lager führten. Die Sonne brannte heiß vom Himmel nieder und die Hitze war unerträglich geworden. Dreimal stürmten die Deutschen gegen die Reihen der Franzosen und dreimal mußten sie vor deren Überzahl zurückweichen. Maximilian, welcher im dichtesten Gemetzel hoch zu Roß saß, kam dreimal in Lebensgefahr. Einmal sank er vor einem Schwerthiebe getroffen zu Boden und schon glaubte er von den Roßhufen zermalmt zu werden, da riß ihn

Philipp von Cleve, ein Führer der Söldner, empor, deckte ihn mit seinem Leibe, bis er ein anderes Pferd fand, bestieg und weiter jagte.

Ein anderes Mal zerbrach die Klinge seines Schwertes, und er mußte sich gegen zwei in Eisen gehüllte Welsche mit dem Stumpf wehren; in dieser Not kam ihm ein riesiger Söldner zu Hilfe, der mit seinen Fäusten den ersten Angreifer von hinten packte und aus dem Sattel warf, während Maximilian seinem Rosse die Sporen in die Weichen drückte, daß es sich bäumte und das des anstürmenden Feindes niederritt.

Dem letzten Anpralle des deutschen Fußvolkes konnte das Heer des Philipp Cordanus nicht widerstehen und löste seine Reihen, um zu fliehen. Und auch die Haufen, welche die beiden Grafen Romont und Nassau gegen die plündernden Franzosen geführt hatten, jagten diese in die Flucht. So kam es, daß nach einem sechsstündigen blutigen Kampfe Maximilian Sieger blieb. Über zwanzigtausend tote und verwundete Franzosen bedeckten das Schlachtfeld und fünfzig Geschütze sowie der Kriegsschatz, mächtige Vorräte an Fleisch, Mehl und Wein und viel Rüstzeug wurde von den Deutschen erbeutet. Maximilian befahl die Toten, Freund und Feind, zu bestatten und führte sein tapferes Heer nach Gent, wo er mit Jubel em-

pfangen wurde; bald darauf ließ ihm König Ludwig von Frankreich Frieden anbieten.

An dem Tage, wo der Sieger von Guinegate die Urkunde desselben unterzeichnete, erschien ein Herold des Kaisers und verkündete:

„Maximilian ist zum Römischen König erwählt worden!“

Neuntes Kapitel.

Die Krönung.

Kaiser Friedrich verlebte, seitdem ihn Maximilian verlassen hatte, schwere und leidvolle Tage. Sein Gegner König Matthias Corvinus von Ungarn war siegreich nach Wien vorgedrungen und von den wankelmütigen Bürgern dieser Stadt als Landesherr begrüßt worden. Was blieb dem alternden Kaiser, der niemals Freude an Krieg und Blutvergießen fand, übrig, als aus Wiener Neustadt, das nur eine Tagreise von Wien entfernt lag, zu fliehen. Sein Weg führte ihn zuerst nach Tirol, wo sein Vetter Sigismund zu Innsbruck Hof hielt. Wenn auch der Kaiser getreu seinem Lieblingsspruche: „Das höchste Glück ist, das Unwiderbringliche zu vergessen," treu blieb und dem Blutsverwandten die Hand zur Versöhnung bot, so dachte dieser anders. Die Erinnerung, daß er vor zwanzig Jahren mit Erzherzog Albrecht den Kaiser befehdet und von diesem besiegt worden, nagte wie ein ewiger Vorwurf an seinem

Herzen; und darum begrüßte er den flüchtenden greisen Herrscher kalt und zeigte in Mienen und Wesen, daß dessen Erscheinen in Tirol ihm nicht willkommen sei.

Kaiser Friedrich mußte weiter wandern und zog nur von wenigen Getreuen begleitet nach Schwaben, wo er in der Burg seines Vertrauten, des Grafen Hugo von Werdenburg, gastliche Aufnahme fand; hier lebte er still und einsam wie in einem Kloster. Seine liebste Beschäftigung war die Zucht und Pflege der Blumen, worüber er oft seine Pflichten als Herr des Römisch-Deutschen Reiches vergaß.

Hugo von Werdenburg, der Jugendfreund, mahnte ihn daran und erhielt dann immer die Antwort:

„Ich bin alt und müde zu herrschen.“

„Wählt einen Nachfolger, der Euch Hilfe und Stütze an Eueren Sorgen sein soll,“ erwiderte Hugo von Werdenburg.

„Du ratest mir, Maximilian zum Mitherrscher zu ernennen,“ rief der Kaiser gereizt. „Ich soll freiwillig Krone und Thron entsagen!“

„Nein, mein kaiserlicher Herr,“ erwiderte der Vertraute. „Maximilian ist zu jung für dieses schwere Amt und Ihr noch imstande das Staatsschiff zu lenken. Er soll nur Euer Stellvertreter sein.“

„Werden die Reichsfürsten mit dieser Wahl einverstanden sein?“ fuhr der Kaiser fort.

„Ich bin überzeugt, daß alle Maximilian, der sich als Ritter, Kriegsmann und mildherziger wie kluger Landesherr erprobt, mit Freuden als Eueren Statthalter begrüßen werden," erwiderte Hugo von Werdenburg.

„Dann bestimme ich, daß sie ihn zum Römischen König erwählen. Ich selbst will ihm zu Aachen die Krone aufs Haupt setzen," rief der Kaiser aus.

„Gestattet, daß ich mich verabschiede und eine Reise durch das deutsche Reich mache," fuhr der vertraute Rat fort, „damit ich den Kurfürsten Eueren Willen mitteilen kann."

„Reise unter Gottes Schutz und kehre mit guter Botschaft wieder," entgegnete Kaiser Friedrich und reichte ihm die Hand, welche der Graf ehrfurchtsvoll küßte.

Nach der Abreise seines liebsten Freundes lebte der Kaiser einsam wie ein Mönch in der Burg, deren Zinnen und Mauern sich in den Fluten des Bodensees spiegelten und je länger er hier träumend und fern vom Weltgetriebe weilte, desto vertrauter wurde ihm der Gedanke, daß Maximilian ihm die Last der Herrscherpflichten abnehmen sollte.

In den ersten Tagen des Jahres 1486 kehrte Graf von Werdenburg mit der Botschaft zurück, daß die Reichsfürsten dem Vorschlage des Kaisers zustimmen.

„Wir werden nach Frankfurt ziehen," rief

dieser froh gestimmt aus. „Unser Kanzler soll die Kurfürsten dorthin zu einem Reichstag berufen.“

So geschah es auch. Im Februar erschienen Markgraf Albrecht von Brandenburg, Berthold Bischof von Mainz, Johannes von Trier, Heinrich Erzbischof von Köln, Friedrich von Sachsen und Philipp von der Pfalz und hielten eine Beratung, welcher der Kaiser fern blieb; er hatte sich, während über die Wahl seines Sohnes entschieden wurde, in die Sankt Bartholomäuskirche begeben und betete, daß Gott, der die Herzen der Fürsten wie Wasserbäche leitet, die Versammelten erleuchten möge.

In der achten Abendstunde trat der Erzbischof von Mainz in das Gotteshaus und rief dem Kaiser, welcher noch immer vor dem Altar kniete, zu:

„Maximilian ist zum Römischen König erwählt worden!“

Der Kaiser erhob sich und sprach, während Thränen der Freude über seine Wangen rannen, tief gerührt:

„Gott sei gepriesen, der mein Gebet erhört hat! Ich danke Euch für den Trost, den Ihr meinem Alter gespendet habt.“

Er sandte noch in derselben Stunde einen Herold, den eine stattliche Schar Reisiger das Geleite gab, nach Gent und ließ durch denselben Maximilian nicht allein die Wahl zum Römischen

König melden, sondern ihn auch nach Aachen zur Krönung entbieten.

Während der Kaiser mit den Reichsfürsten von Frankfurt in die alte Krönungsstadt zog, eilte Maximilian aus den Niederlanden dahin und begegnete, zu Beginn des März, seinem Vater mehrere Wegstunden vor der Stadt entfernt; sie hielten gemeinsam den Einzug in Aachen. An der Spitze ritten die Kurfürsten des Reiches, welche lange, weitfaltige Röcke aus purpurrotem Sammet trugen, deren Säume mit weißem Pelzwerk verbrämt waren, auf den Häuptern veilchenfarbe Hüte, deren Ränder Hermelin zierte und um Nacken und Hals geschlungen goldene Ketten, an denen Münzen hingen. Ihre Rosse hatten Sattel aus feinem, mit Silberstickereien ausgenähtem Leder, Purpurschnüre statt der Zügel und rotseidene Decken.

Im Gefolge der Fürsten befanden sich dreißig Herren, von denen jeder über ein Land gebot. Bischöfe in Mänteln und Mützen aus Goldbrokat, Hunderte von Äbten in weißen, schwarzen und braunen Gewändern, deren Brust ein goldenes Kreuz zierte, Priester und Ritter aus den edelsten Geschlechtern. Die zwanzig Reichsstädte waren durch Bürgermeister und Ratsmänner vertreten und außerdem ritten Tausende von Ritterbürtigen und Reisigen im glänzenden Zuge.

Dem Kaiser voran schritt Herzog Ernst von

Sachsen, welcher in beiden Händen das entblößte Reichsschwert hielt. Friedrich saß in schwarzer Kleidung, die aus feinstem Sammet gefertigt war, auf einem Rappen und neben ihm ritt Maximilian auf einem Schimmel; seine Gewänder, Leibrock, Mantel und Wams bestanden aus schwerem, mit Perlen und silbernen Adlern bestickten Goldstoffe.

Während des Zuges streute ein Hofmarschall Goldmünzen unter das Volk, welche er aus den Taschen seines Sattels hervorholte, und am Thor mußte nach einem uralten Brauch der neu gewählte König an die Wache fünfundfünfzig Goldgulden als Mautzins für sein Roß zahlen.

Nachdem der Kaiser und seine Begleitung den Palast, die Pfalz, welche Kaiser Karl der Große erbaut und zu seinem Lieblingsaufenthalte gewählt, erreicht hatten, entließen sie das Gefolge und boten den Kurfürsten wie Bischöfen den Gutenacht-Gruß. Während Friedrich und Maximilian in der Pfalz zurückblieben, suchten die Fürsten Herbergen und die geistlichen Leute Klöster auf, wo sie in geselliger Fröhlichkeit beisammen saßen und über das Glück, daß das Reich endlich einen jugendkräftigen, tugendreichen Herrscher gefunden, redeten.

Am anderen Tage, dem 5. April, erschien Maximilian, von den Herren seines Gefolges begleitet, an der Pforte der Domkirche, wo ihn die Erzbischöfe von Mainz und Trier mit

Segensspruch und geweihtem Wasser empfingen und in ihrer Mitte zum Chor, vor den Hochaltar führten; dort stand auf einer erhöhten, mit Purpurdecken bekleideten Bühne ein reich vergoldeter Stuhl, über dem ein Thronhimmel aus roten Sammet hing. Während Maximilian sich auf dem Stuhl niederließ, setzten sich die zwei Bischöfe von Mainz und Trier auf die Sessel, die tiefer als der Thron standen. Der Erzbischof hüllte sich in die geweihten Gewänder, trat vor dem Hochaltar und feierte die Messe. Nachdem dieselbe zu Ende war, zogen die beiden Bischöfe Maximilian die Oberkleider vom Leib und führten ihn zum Hochaltar, auf dessen unterster Stufe er niederkniete.

Der Erzbischof von Köln, der die goldene Inful*) auf dem Haupte und den langen silbernen Hirtenstab in der Hand trug, trat auf die oberste Stufe und fragte mit laut tönender Stimme:

„Willst du den christlichen Glauben halten und mit rechten Werken befestigen?"

Maximilian erwiderte ebenso laut: „Ich will es, so mir Gott helfe!"

Der Erzbischof fuhr fort: „Willst du der

---

*) Inful: die Kopfbedeckung der katholischen Bischöfe und Äbte, welche aus zwei flachen oben spitz zulaufenden Deckeln von Blech oder Pappe besteht, die mit Seide oder Sammet überzogen sind.

Kirche dienen und ihr ein treuer Schirmherr sein?"

Maximilian sagte: „Ich will es, so mir Gott helfe!"

„Willst du das Reich in Gerechtigkeit beherrschen?"

„Ich will es, so mir Gott helfe!"

„Willst du das Recht hochhalten und das Unrecht bestrafen?"

„Ich will es, so mir Gott helfe!"

Der Erzbischof schloß seine Fragen: „Willst du den Armen, Witwen und Waisen ein milder Herr und Schirmer sein?"

Maximilian sagte: „Ich will es, so mir Gott helfe!"

Hierauf wandte sich der Erzbischof von Köln an die Reichsfürsten und Herren des Ritterstandes, welche rings um den Altar saßen, und stellte die Frage:

„Wollt ihr diesem König unterthänig sein und sein Reich getreulich schützen?"

Und jeder Fürst erhob sich von seinem Sitze und rief laut:

„Ja, ich will es."

Nach diesem Gelöbnisse, welches alle mit freudig bewegter Stimme und leuchtenden Blicken leisteten, stieg der Erzbischof einige Stufen herab, bis er ganz nahe vor Maximilian stand, salbte ihm Stirn, Brust, Schultern, Arme und Hände mit dem heiligen Öl, das ihm die Priester

reichten und trocknete die geweihten Körperteile mit Baumwollflocken.

Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen trugen auf sammetenen Kissen die Reichsinsignien herbei, während mehrere Bischöfe die königlichen Gewänder, die Alba, das lange bis zu den Fersen reichende, schwerseidene, weiße Chorhemd, die Stola, die breite, weißseidene, mit goldenen Kreuzen gezierte Schulterbinde und die Dalmatika, das weitfaltige Ärmelgewand, hielten.

Die Reichsinsignien, der Krönungsschmuck, bestand aus der geschlossenen goldenen Krone, dem vergoldeten Scepter, dem goldenen Reichsapfel und dem Schwert Kaiser Karl des Großen, welche seit dem Jahre 1424 in Nürnberg aufbewahrt wurden.

Der Erzbischof von Mainz ergriff das Schwert und legte es in die Hand des Königs, der Erzbischof von Köln steckte ihm den goldenen Ring an den Zeigefinger der rechten Hand und der von Trier übergab ihm Scepter und Reichsapfel.

Dann nahm der Erzbischof von Köln die Krone vom Kissen und setzte sie auf das Haupt Maximilians; dieser schritt dann im vollen Krönungsschmucke zu dem erhöhten Stuhl, auf dem einst Kaiser Karl der Große gesessen, ergriff das Schwert desselben und schlug zweihundert Fürsten, Grafen und adelige Herren zu Rittern.

Jeder beugte sein Knie vor dem Könige, und dieser berührte dreimal mit dem Schwerte Karl des Großen dessen Schulter:

„Besser Ritter, als Knecht!“ klang der Ruf, mit dem er den dreimaligen Schwertschlag begleitete.

Nach dieser Handlung erhob sich König Maximilian wieder vom Kaisersitz, kniete nieder und empfing aus den Händen des Erzbischofs von Köln das heilige Abendmahl.

Alles rüstete sich zum Aufbruch. Vor dem Dome drängte sich das Volk in dichten Scharen und schrie, sobald der Römische König erschien:

„Heil und Segen Maximilian. Heil dem Römischen König!“

Während der Zug sich nach dem Rathause begab, sprengte der Kurfürst von Sachsen auf den Marktplatz, wo ein Haufen Hafer turmhoch aufgeschlichtet lag, lenkte sein Roß in denselben, daß es bis zum Bauch einsank und füllte ein silbernes Maß mit Haferkörnern, die er dann unter das Volk schüttete.

Bei dem Krönungsmahl, das im prächtigen Saale des Rathauses abgehalten wurde, saßen Kaiser Friedrich und König Maximilian auf einer mit kostbaren Teppichen bedeckten, von einem Dach aus Purpurstoffen überwölbten Bühne, zu der sieben Stufen emporführten, allein auf goldenen Stühlen, vor denen ein Tisch aus getriebenem Golde stand.

Die drei geistlichen Kurfürsten von Köln, Mainz und Trier sprachen abwechselnd das Tischgebet; während des Mahles trugen Edelknaben in rotweißen Gewändern die goldenen Schüsseln, in welchen die Speisen lagen und die mit seidenen Tüchern bedeckt waren, zu dem Tische der Kurfürsten von der Rheinpfalz und von Sachsen.

Diese stiegen mit denselben die Bühne empor und kredenzten sie dem Kaiser und dem Römischen König, denn sie waren Erz-Truchseß*) und Erz-Marschall des Reiches.

Im Hofe des Rathauses stand ein Brunnen, aus dem ein Quell edlen Rheinweins aufsprudelte und in eine Steinschale floß, woraus dann das Volk jauchzend Krüge, Becher und Humpen füllte, und auf dem Marktplatz brannte ein mächtiges Feuer. Über demselben hing an einem Spieß, der auf zwei Rosten ruhte, ein ausgeweideter Ochs und briet, bis er gar wurde; dann öffneten die Köche den Bauch desselben und zogen ein Schwein hervor, in dessen Innern eine Gans steckte, welche einen Krametsvogel im Bauche trug.

---

*) Truchseß war im Deutschen Reiche, seit Kaiser Otto I., ein mit der Oberaufsicht über des Kaisers Küche und Haushalt betrauter Hofbeamter, dessen Amt als Erz-Ehren-Amt dem Kurfürsten von der Rheinpfalz übertragen und bei Krönungsfeierlichkeiten ausgeübt wurde.

Das erste Lendenstück, das vom gebratenen Ochsen abgeschnitten wurde, trugen die Bürger auf einer silbernen Platte in den Saal und kredenzten es dem Römischen Könige. Ihnen folgten die Juden der Stadt, welche nach alter Sitte dem Neugekrönten Spenden darbrachten, um dessen Gunst und Schutz zu gewinnen.

Ihre Gabe bestand aus einem Korb voll goldener Eier; jedes derselben wog ein Pfund.

König Maximilian, der die Bühne verlassen hatte, wandelte im Festsaale auf und nieder und redete bald mit einem Bürger leutselig oder scherzte bald mit den adeligen Herren.

Als die Juden der Stadt Aachen in lange Gewänder von morgenländischem Schnitt gehüllt vor ihm erschienen, blickte er lange sowohl den Korb voll goldener Eier, als auch ihre Kaftane aus bunter Seide, die mit Edelsteinen und Perlen besäet waren, an; dann befahl er, plötzlich eine ernste Miene zeigend, Kunz von der Rosen:

„Geleite die Juden in ein abgesondertes Gemach und halte sie in sicherem Gewahrsam!“

Die Söhne Israels zitterten vor Angst und erhoben ein Zetergeschrei:

„Gott sei's geklagt. Wie schlecht lohnt uns der Römische König die kostbare Gabe, die wir ihm gebracht haben. Sie ist zehntausend Goldgulden wert, und dafür läßt er uns ins Gefängnis werfen!“

Sie folgten dem lustigen Rat in ein entlegenes Gemach und saßen dort jammernd, denn sie glaubten, ausgeraubt oder getötet zu werden.

Plötzlich wurde die Thür geöffnet und an der Schwelle erschien König Maximilian, welcher dem ältesten der Juden, einem weißhaarigen Rabbiner, die Hand entgegenstreckte.

Dieser schrie, an allen Gliedern zitternd: „Was haben wir Euch zuleide gethan, königlicher Herr? Schont unser Leben!“

„Nichts,“ erwiderte Maximilian lachend. „Ich dachte, daß man Hühner, die solche kostbare Eier legen, nicht sogleich fortfliegen lassen, sondern festhalten muß. Ich lade euch ein, meine Gäste zu sein.“

Nach diesen Worten reichte er huldvoll dem Rabbiner die Hand, welcher sie küßte, und schritt in einen Saal, wo eine Tafel, mit silbernen Geräten und köstlichen Speisen besetzt, aufgestellt war. Viele Diener des königlichen Hofstaates warteten auf und boten jedem Juden einen silbernen Becher voll edlen Weines.

„Ich heiße euch als liebe Gäste willkommen,“ rief König Maximilian, nachdem er unter ihnen sich niedergelassen hatte. „Eßt und trinkt nach Herzensbegehr und nehmt die Silberbecher, welche euch meine Dankbarkeit spendet, mit euch nach Hause.“

Jetzt erkannten die Juden, daß Maximilian ihnen huldvoll gesinnt sei und nur einen Scherz

getrieben habe; das brachte sie in die froheste Stimmung und sie priesen in blumenreicher Sprache und unter Segenssprüchen die Ehre, so ihnen der Römische König an seinem Krönungstage erwiesen hatte.

Die Feste, welche in der Stadt Aachen an Ritterspielen, Tournieren und Tänzen veranstaltet wurden, dauerten acht Tage und lockten Gäste aus allen Gauen des Reiches herbei. Alle waren bezaubert von der Huld des neuen Königs und jeder, welchem Stand er auch angehörte, erzählte, wie leutselig und weise zugleich er sich in Wort, Gebärde und Wesen zeigte.

Ehe die Reichsfürsten und adeligen Gäste die alte Krönungsstadt verließen, lud sie König Maximilian zu einer Zusammenkunft ein; er erschien in Begleitung des Grafen Hugo von Werdenburg und sprach:

„Das: Macht geht vor Recht, hat im Reiche so tiefe Wurzeln geschlagen, daß weder der Gottesfriede, den Kaiser Konrad der Salier verkündet, noch der Reichsfriede Kaisers Friedrichs I. oder der Landfriede, den mein glorreicher Vater zum Gesetz erhoben, Geltung und Achtung finden.

Es herrscht im Deutschen Reiche noch immer die Faust über Recht, Gesetz und Menschlichkeit. Noch immer muß sich der Schwache vor dem Starken beugen und noch immer findet der Arme weder Rächer noch Helfer, die seine

Sache verteidigen. Schnapphähne und Strauchritter, die in versteckten Burgen hausen, verlegen die Heerstraßen und rauben die Kaufleute aus; mächtige Fürsten, die viele Bewaffnete im Sold haben, trotzen dem Landesherrn, und Städte, in denen gute Sitten, Gewerbe und Künste blühen, sind den Überfällen fahrender Gesellen des Adels preisgegeben.

Die Schuld liegt darin, daß keine bewaffnete starke Macht in Deutschland besteht, welche den Friedensstörer züchtigt und die Sicherheit des Reiches schützt!

Ritter und Bürger sollen sich zu einem solchen Bunde vereinigen!"

„Ihr habt ein gutes Wort gesprochen, königlicher Herr," rief Hugo von Werdenburg, nachdem Maximilian geendet. „Gott gebe, daß Euer Rat zur That werde!"

„Ich habe euch, liebwerte Herren, darum hierher berufen," fuhr der König fort, „damit ihr mir bei der Stiftung dieses Schutz- und Trutzbundes helft."

„Seit zwanzig Jahren gehöre ich der Gesellschaft „vom goldenen Löwen" an," sagte Wernher von Thielen, „die allen Schnapphähnen Fehde ankündigt, ihre Burgen zerstört und sie ausrottet."

„In meiner Stadt ist der Sitz des Schwäbischen Städtebundes," sprach Wilhelm Besserer, der Bürgermeister von Ulm. „Die Söldner

desselben säubern Heerstraßen und Flußläufe von Strauchrittern und schützen Krämer und Pilger . . ."

Tassilo, Abt von Kempten, berichtete, daß im Hegau und am Bodensee die Gesellschaft „vom Sankt Georgsschild", Wehr und Waffen in den Dienst der Schutzlosen gestellt habe.

Und Kuno von Wetterstein nannte den Ritterbund im Rheingau, der bereits der Schrecken aller Kolbenreiter geworden sei . . .

„In concordia — robur! In der Eintracht liegt die Stärke," rief König Maximilian. „Wir wollen einen Bund stiften, der alle Rittergesellschaften und Städte, welche bis zur Stunde gegen Faustrecht und Bruch des Landfriedens Fehde geführt haben, vereinigt!"

Die Versammelten riefen:

„Heil dir, glorreicher König. Wir stimmen für die Stiftung des Bundes!"

Maximilian winkte dem Grafen Hugo von Werdenburg; dieser trat vor, entfaltete ein Pergamentblatt und las:

„Unser Bund soll aus vier Gruppen bestehen, von denen jede 3000 Mann Fußvolk und 300 Reiter stellt, so daß das ganze Heer 12,000 Fußknechte und 1200 Reisige zählen wird. Den Rat desselben bilden neun Männer, deren Haupt ein Adeliger sei. Der Zweck unseres Bundes ist: jeden Angriff auf einzelne Mitglieder desselben abzuwehren und gemeinsam

die Störer des Landfriedens und Freunde des Faustrechtes zu befehden. Das Banner, das wir im Felde führen, und das Zeichen, so jeder auf Rüstzeug und Fähnlein trägt, soll ein rotes Kreuz im weißen Felde sein."

Die Versammelten riefen wieder:

„Wir stimmen dem zu, was Graf von Werdenburg vorgeschlagen hat!"

So entstand der Schwäbische Bund, welchem die Sankt Georgsgesellschaft, zweiundzwanzig Reichsstädte, Erzherzog Sigismund von Tirol und Graf Eberhard von Würtemberg angehörten; er hat später in allen Fehden, sowohl innerhalb des Reiches, als auch im Welschland gute Dienste geleistet.

Nachdem Maximilian durch die Gründung des Schwäbischen Bundes sein Gelöbnis: Ich werde ein Schützer der Bedrängten sein! teilweise erfüllt, nahm er vom Kaiser Abschied und reiste nach Gent zurück. Kunz von der Rosen aber, sein steter Begleiter, der ihm nur ungern in die Fremde, wie er mißmutig Flandern nannte, folgte, rief, als sie die Grenze der deutschen Heimat überschritten:

„Wer die Heimat verläßt,
Ist wie ein Vogel ohne Nest!"

Zehntes Kapitel.

Im Gefängnis.

Als die Reiterschar, welche den Römischen König nach Flandern begleitete, sich der Grenze näherte, sprengte ein Bote heran und meldete:

„Die Bürgerschaft von Gent und Brügge haben einen Aufruhr angezettelt und wollen französisch werden.“

„König Ludwig hat also trotz Frieden und Eidschwur seine Maulwurfarbeit nicht eingestellt!“ rief König Maximilian bei dieser Nachricht aus. „Wer ist der Anstifter der Empörung?“

„Adrian de Vilain,“ erwiderte der Bote. „Gestern sind viele Franzosen in unsere Stadt gekommen, welche er wie liebe Gäste aufnahm und bewirtete.“

„Ich werde die Genter zum Gehorsam zwingen,“ sagte Maximilian. „Dies kann aber erst später geschehen, denn mir fehlen Söldner und Geschütze.“

„Die Stadt Brüssel ist Euch, königlicher

Herr, treu geblieben," rief der Bote. „In ihren Mauern werdet ihr alles, Anhänger, Geld und Wehrleute finden."

„Nach Brüssel!" rief der König im befehlenden Tone und lenkte sein Roß auf die Heerstraße, die, statt nach Gent, ostwärts führte.

Sobald er in Brüssel Herberge genommen, traf die Nachricht ein, daß ein französisches Heer in die Grafschaft Hennegau, die im nordwestlichen Deutschland lag und zu Flandern gehörte, eingefallen sei und sengend und raubend nordwärts ziehe.

„Der Krieg mit Frankreich ist wieder eröffnet," sprach König Maximilian . . . „und in meinem Reiche der Aufruhr ausgebrochen. Wir stecken in einer Klemme, aus der uns nur Gottes Hilfe und persönliche Tapferkeit retten können, denn es fehlen uns Geld und Söldner."

„Kehren wir nach Deutschland zurück," rief Graf Eberhard von Nassau; „dort wird sich alles finden, was zum Kriegführen unentbehrlich ist."

„Diesem Rate gebe ich nimmer meine Zustimmung," unterbrach ihn der König. „Ich muß zum Schutze der Städte, die mir Treue halten, im Lande bleiben. . . . Meine Rückkehr nach Deutschland würden die Franzosen als Furcht und Flucht deuten!"

Während er sich in Brüssel aufhielt, ließ er Söldner anwerben und stellte an die Bür-

gerschaft die Forderung, 90,000 Goldgulden als Kriegskosten aufzubringen; ehe diese noch darüber eine Ratssitzung abhielten, erschienen zum Staunen aller fünf angesehene Bürger aus Brügge und begehrten Einlaß zum König.

Es waren dies der Bürgermeister Hans Mening, Peter Langhans, der Stadtschreiber, und drei Ratsschöffen.

Sie huldigten Maximilian durch Kniebeugung und Handkuß.

„Wir sind erschienen," begann der Bürgermeister, „um Euch, königlicher Herr, in unsere Stadt zu geleiten, deren Bewohner sehnlichst wünschen, mit Euch das Lichtmeßfest zu feiern."

„Bürgerschaft und Volk von Brügge haben mir Gehorsam und Treue gekündigt," unterbrach ihn der König. „Sie wollen welsch werden!"

„Ihr seid schlecht berichtet, königlicher Herr," erwiderte der Bürgermeister und hob wie beteuernd die rechte Hand gen Himmel. „Ich schwöre, „daß Ihr in ganz Flandern keine besseren Unterthanen habt, als uns. Dreitausend Bürger halten treu zu Euch, und wollen gut habsburgisch bleiben. Folgt uns darum nach Brügge; dort ist alles ruhig!"

Maximilian zögerte mit der Antwort und sprach: „Geht in euere Herberge und erwartet dort meinen Bescheid."

Die Bürger von Brügge verließen das Ge-

mach, und der König fragte Kunz von der Rosen:

„Was ratest du, daß ich thun soll?"

„Augenfreund — Rückenfeind," erwiderte dieser. „Folgt nicht den Lockungen dieser Pfeffersäcke, gnädiger Herr. Ich beschwöre Euch darum. Sie gehören zur Sippe jener, von denen es heißt: „Sie küssen dich auf die Backen, und schlagen dich dann mit der Faust in den Nacken." Wer weiß, ob Brügge nicht ein Hinterhalt ist, in welchem Euch die Welschen fangen wollen."

„Geziemt es mir, dem Schwur eines braven Mannes zu mißtrauen," rief Maximilian. „Ich werde nach Brügge reiten!"

Er wurde in diesem Entschlusse durch seine Hofherren, Friedrich Graf von Zollern und Philipp von Nassau sowie Roland Leitheim, den Geheimschreiber, bestärkt.

Diese blickten oft scheel auf Kunz von der Rosen, welcher das ganze Vertrauen seines Herrn besaß und fürchteten dessen scharfe Zunge. Ohne Ansehen des Ranges und der Person deckte der lustige Rat, welcher alles sah und hörte, die geheimsten Schliche auf und erzählte, in Scherzreden gekleidet, Dinge laut, welche die Hofleute zu verbergen wünschten. Jetzt frohlockten sie im stillen, daß sie endlich an dem Manne, dessen gerechten Sinn selbst seine Feinde anerkannten, einen Makel gefunden hatten; einen

Makel, der ihm vor den Augen des ritterlichen Königs am meisten schadete, die Feigheit. „Warum rät er diesem ab, nach Brügge zu ziehen?“ fragten sie sich untereinander. „Er zittert, da er mitgehen muß, für sein Leben!“

Am Abende dieses Tages ließ Maximilian dem Bürgermeister Hans Mening melden: „Ich werde nach Brügge reisen und dort das Lichtmeßfest feiern.“

So geschah es auch; am nächsten Morgen ritt König Maximilian mit seinen Hofherren, denen sich auch Kunz von der Rosen anschloß, und im Gefolge der fünf Brügger Bürger aus den Thoren Brüssels, um in die berühmte Hansastadt, in deren Mauern Welthandel getrieben wurde, zu gelangen.

Als die Türme Brügges in der Ferne schimmerten, wandte Kunz von der Rosen plötzlich sein Roß und sagte:

„Königlicher Herr! Ich sehe, daß Ihr meinem Rate nicht folgen, sondern gefangen sein wollt. Ich aber will frei bleiben, und kehre daher um!“

Die Begleiter des Königs brachen in ein höhnendes Gelächter aus und Philipp von Nassau rief:

„Tapferer Mann und tapfere That hört nicht auf Herren Rat!“

Kunz von der Rosen sah ihm scharf ins Auge und erwiderte: „Ich habe nichts, als die-

sen Kopf und mein Schwert. Mit Freuden gebe ich beides für meinen Herrn Maximilian hin. Ihr werdet noch von mir hören."

Dann drückte er dem Rosse die Sporen in die Weichen und sprengte davon.

Maximilian aber sagte zu seinen Begleitern:

„Schmäht nicht meinen lustigen Rat. Seine Treue ist echt wie Gold und sein Mut recht, wie es für einen Ritter geziemt."

Seitdem wagten sie nicht mehr, Böses über Kunz zu reden.

Der König, welcher am 1. Februar 1488 in Brügge einzog, nahm in einem palastartigen Hause auf dem Marktplatze Wohnung. Während der Nacht umstellten fünfzig Zünfte, die Waffen trugen und ihre Banner schwangen, dasselbe und die Stadtsöldner rückten mit dreißig Geschützen heran.

Das Volk, welches alle Straßen, die nach dem Marktplatze führten, und diesen selbst füllte, tobte und schrie:

„Schlagt den Habsburger tot!"

Es war von einigen Franzosen, die sich in Bauernkleider oder in die Tracht der Handwerker gesteckt hatten, durch Geld aufgestachelt worden.

Die Welschen tauchten bald hier und bald dort unter der Menge auf und sagten: „Stürmt den Palast! Wenn Maximilian am Leben bleibt, wird er euch schwere Steuern auflasten und

euere Söhne zu Söldnern pressen, um den König von Frankreich, der euerer Stadt gewogen ist, zu bekämpfen. Ein toter Mann aber führt keinen Krieg!"

Mit Äxten und Eisenstangen bewaffnet, stürmte der aufgehetzte Pöbel den Palast und erbrach schon die Thore, da erschien die Bürgerwehr und verjagte die Wütenden. Diese ließen sich aber nicht einschüchtern, sondern versuchten Feuerbrände in das Haus zu werfen.

Jetzt erkannten der Bürgermeister und die Ratsmänner, daß König Maximilian verloren sei, wenn er noch länger im Palast blieb.

Peter Langhans, der Stadtschreiber sammelte fünfhundert wehrtüchtige Männer und bildete eine Wache, welche alle Eingänge des Palastes besetzte; es war Zeit, daß dies geschah, denn am Abende stürmte das Volk aufs neue und es entstand ein blutiges Gemetzel. Trotz der wuchtigen Hiebe, welche die Bürger führten, unterlagen sie bald.

Als der Stadtschreiber Peter Langhans sah, daß jeder Widerstand vergebens sei, trat er in das Gemach des Königs und rief:

„Flieht, königlicher Herr. Euer Leben ist in Gefahr!"

„Ihr habt mir mit einem Eid gelobt, daß dreitausend Bürger mich schützen werden," brauste Maximilian auf. „Schande über euch Meineidige!"

„Wir sind schuldlos an dem, was gegen Euch unternommen wird," erwiderte der Stadtschreiber. „Fordert unser Leben; wir opfern es gern, wenn Ihr dadurch gerettet werdet! Die Franzosen haben das Volk durch Gold und Versprechungen so bethört, daß es sogar uns mit Totschlag bedroht. Es ist keine Zeit zu verlieren."

König Maximilian trat an ein Fenster und blickte auf den Marktplatz, wo das Volk tobte und unter wildem Geschrei seine Vernichtung forderte.

„Wie klug wär' es gewesen, wenn ich auf deinen Rat, Kunz von der Rosen, gehört hätte," sagte er leise. „Ich bin in eine Falle geraten, die mir die Franzosen gestellt, und werde — zu Grunde gehen!"

Dann faßte er sich und sagte zu seinen Begleitern: „Wir wollen vereint und mit dem Schwert in der Hand sterben!"

„Ich habe gelobt, für Euere Sicherheit zu sorgen, königlicher Herr," rief der Stadtschreiber . . . „Das wird geschehen, wenn Ihr Euch meiner Führung anvertraut. Euere Begleiter aber muß ich ihrem Schicksale überlassen."

„Welches wird dies sein?" fragte Maximilian.

Der Stadtschreiber antwortete nicht, sondern wies mit der Hand auf den Marktplatz, der mit den Leichen der Bürgerwehr bedeckt war.

„Giebt es kein Mittel, um meine Freunde zu retten?“ fuhr der König fort.

Peter Langhans sann nach und erwiderte:

„Ich werde sie, sobald Ihr in Sicherheit seid, verkleidet aus der Stadt führen.“

„Wir wollen Euch nicht verlassen, königlicher Herr!“ rief Philipp von Nassau.

„Ich danke euch für diese Treue,“ sagte Maximilian. „Thuet aber das, was euch dieser edle Mann anbietet, denn ihr sollt mir und meinem Reiche erhalten bleiben. Ich befehle als euer Herr und König, daß ihr fliehet!“

Er reichte den drei Begleitern, Philipp von Nassau, Friedrich Graf von Zollern und Roland Leitheim, die Hand, welche sie küßten, und verließ durch eine Hinterthür das Gemach.

In dem Augenblicke, wo diese wieder ins Schloß fiel, stürzte die Pforte unter den Axthieben der Stürmenden in Trümmer und ein Haufen Männer und Weiber, die in Lumpen gehüllt waren und Knittel oder Beile schwangen, drang in den Palast ein.

Während die Führer in die Gemächer des Königs rannten, zerstreuten sich die anderen und die Weiber nach allen Seiten, um in Gelaß, Keller und Vorratskammer zu plündern.

Philipp von Nassau, Friedrich von Zollern und Roland Leitheim zogen ihre Schwerter, stellten sich in die Winkel des Gemachs und wehrten die Heranstürmenden ab.

„Kommt heran, wenn ihr es wagt!“ schrie von Zollern und führte so kräftige Schwertstreiche, daß ihm keiner nahe kam.

Die Rotte, denen diese Schläge jede Lust zu weiteren Angriffen genommen, wich zurück und einer nach dem anderen schlich sich hinaus.

Nur fünf riesige Männer, welche Äxte in den Fäusten hielten, blieben zurück und versuchten, so oft die Ritter das Schwert sinken ließen, sie zu packen.

Dieser Kampf dauerte eine Stunde; schon blutete Roland Leitheim aus einer Kopfwunde und fühlte, daß seine Kräfte schwanden, schon machte sich Friedrich von Zollern, dem die Klinge des Schwertes zerbrach, auf sein Ende gefaßt, da wurde die mit Teppichen verhängte Thür im Hintergrunde des Gemaches geöffnet und an der Schwelle erschien der Stadtschreiber Peter Langhans.

„Der König ist in Sicherheit,“ sagte er leise zu ihnen. „Ich komme, um mein Wort einzulösen und euch aus der Stadt zu führen.“

Friedrich von Zollern und Philipp von Nassau verließen ihre Winkel und sprangen zur Thüre, während Roland Leitheim, von Blutverlust geschwächt, ohnmächtig zu Boden sank. Die Angreifer stürzten sich auf ihn und schleppten ihn an den Haaren aus dem Gemach. Dies benützten die zwei Ritter, um mit dem Stadtschreiber in einen Saal zu fliehen, wo mehrere

Weiber, über Truhen und Laden gelehnt, plünderten. Philipp von Nassau hob sein Schwert und rief:

„Ihr seid des Todes, wenn ihr einen Schrei ausstoßt. Wir werden euch nichts zuleide thun. Gebt uns euere Hauben und Tücher!“

Die Weiber erfüllten, während der Stadtschreiber die Saalthüre verschloß und von innen verriegelte, diesen Befehl und warfen Hauben, Tücher und andere Kleidungsstücke, die sie sich vom Leibe rissen, auf den Boden.

Die beiden Ritter zogen Waffenrock und Rüstzeug aus und hüllten sich in diese Gewänder, indem sie die Hauben so tief über das Gesicht zogen, daß keiner ihre Züge sehen konnte, dann schlangen sie Tücher um Hals und Brust, um den Bart zu verstecken und schritten in dieser Vermummung aus dem Saal, während Peter Langhans zurückblieb und die Weiber bewachte, daß sie nicht Lärm schlugen.

Da bereits Dämmerung im Flur herrschte und die Volksmenge, welche sich dort umhertrieb, betrunken war, so gelangten sie ungefährdet auf den Marktplatz, schlichen in eine einsame Gasse, die nach der Faktorei*) führte,

---

*) Faktorei war die umfriedete Niederlassung, in der sich Speicher und Wohnräume befanden, der deutschen Hansa im Auslande; solche gab es in Brügge, dem nordischen Venedig, London, Schonen in Däne-

und begehrten dort Einlaß. Sie wurden von ihren deutschen Landsleuten gastlich aufgenommen und fuhren am anderen Morgen in einem Hansaschiffe, das durch den Kanal in die Nordsee steuerte, in die Heimat. —

König Maximilian war vom Stadtschreiber in die Krähenburg, in das turmartige Haus eines Gewürzkrämers, das auf einer Insel lag, geführt worden; der Zugang geschah über eine Fallbrücke, welche, aufgezogen, dasselbe vom Festlande und Verkehr abschloß; und ringsum zog ein tiefer, mit Wasser gefüllter Graben.

Das war das Gefängnis, in dem der König, von vierhundert Reisigen bewacht, vier Monate verleben sollte. Während er hier eingeschlossen saß, ereignete sich in Brügge ein grausames, blutiges Schauspiel. Das Volk errichtete auf dem Marktplatze eine Bühne, auf welche es Roland Leitheim und den Stadtschreiber Langhans schleppte, ihnen stückweise mit Zangen ihre Glieder vom Leibe rissen und endlich, nachdem sie die Armen stundenlang gefoltert, ihnen die Köpfe abschlug.

Die Bürger zitterten vor dem Pöbel, der jetzt den Herrn der Stadt spielte, und wagten nicht, sich seinen Bluturteilen zu widersetzen; dazu kam noch, daß eines Tages eine Schar

---

mark, Bergen in Norwegen und in Nowgorod in Rußland. Der Meister dieser Faktorei hieß Alderman.

bewaffneter Genter Bürger in Brügge erschien, und ungestüm verlangte: „Liefert uns den Habsburger aus!"

Sie stellten diese Forderung aus Habsucht, denn König Ludwig von Frankreich hatte einen Preis von 80,000 Goldgulden demjenigen versprochen, der Maximilian nach Paris bringen würde; die Brügger aber durchschauten ihr Vorhaben und glaubten ihnen auch dann nicht, als die Genter es mit Eid und Handschlag gelobten: „Dem König soll kein Leid geschehen."

Der Turm in der Krähenburg wurde bei Tag und Nacht scharf bewacht und die Fenster des Gelasses, in dem Maximilian gefangen saß, mit Eisengittern verschlossen, so daß er an eine Flucht nicht denken konnte.

Er stand in einer mondhellen Nacht am Fenster und starrte durch die Eisenstäbe in die Tiefe, wo zwischen Schilf und Wasserrinnen Schwäne auf und nieder schwammen. Plötzlich tauchte ein Mann aus der Flut empor, näherte sich geräuschlos dem Turm und rief: „Mein königlicher Herr, ich werde Euch befreien."

Das Herz Maximilians pochte und ein freudiger Schreck zuckte durch seine Glieder, denn er hatte die Stimme seines treuen Kunz von der Rosen erkannt.

Ehe er aber noch ein Wort erwiderte, erhoben die Schwäne ein Geschrei, das die Wächter in der Krähenburg herbeilockte und den

lustigen Rat zwang, unterzutauchen und an das jenseitige Ufer zu schwimmen.

Wenige Tage später erschien ein Mönch in der Krähenburg; die Wache, welche jedem den Eintritt in das Gefängnis wehrte, wagte es nicht, den Diener Gottes zurückzuweisen, und der Hauptmann geleitete ihn selbst bis zur Thüre des Gelasses.

Als der Mönch mit dem Könige allein war, riß er die Kopfhülle, die Kapuze und den falschen Bart ab und stürzte ihm mit dem Rufe: „Mein königlicher Herr, ich werde Euch befreien!“ zu Füßen.

Es war wieder Kunz von der Rosen.

„Ich habe mich vor einem Monat in die Stadt geschlichen und lebe seitdem unter der Verkleidung eines Hansamannes, um eine Gelegenheit, zu Euch zu dringen, zu erspähen,“ sagte er.

„Das erste Mal, als es mir gelang, in Euere Nähe zu kommen, verjagten mich die Schwäne, und ich beschloß, da mein Unternehmen zu Wasser mißglückte, auf dem Landweg in die Krähenburg einzudringen.

Der Abt des Franziskanerklosters, das vor dem Stadtthore liegt, den ich in mein Vorhaben einweihte, hat mir nicht allein Gewand und Bart verschafft, sondern auch ein Boot bereit gestellt, das im Röhricht des jenseitigen Ufers versteckt liegt. Hüllt Euch in mein Mönchsgewand, und

laßt Euch von mir, der eigens das Bartscheren gelernt hat, das lange Haar abschneiden, damit Euch niemand erkennt, und fliehet. Im Boot wartet ein Fährmann, dem Ihr vertrauen könnt; er wird Euch im Dunkel der Nacht nach Middelburg, wo meine Diener mit Rossen bereit stehen, bringen."

„Wo wirst du bleiben?" fragte Maximilian.

„Hier in Euerem Gefängnis," erwiderte Kunz von der Rosen.

„Sie werden dich töten!" rief der König aus.

„Es sei," sagte Kunz ruhig. „Dann sterbe ich für meinen geliebten Herrn!"

„Ich ziehe Euere Schaube an und warte, bis die Brügger erscheinen. Welche Wut wird sie packen, wenn sie statt des Königs — seinen Narren finden!"

„Ich halte es für unköniglich und eines Ritters unwürdig, zu fliehen," sprach Maximilian.

Kunz von der Rosen warf sich ihm zu Füßen und bat ihn unter Thränen, die günstige Gelegenheit zur Flucht zu benützen; der König aber weigerte sich und der lustige Rat mußte ihn seinem Schicksal überlassen.

Als er, den Bart im Gesicht und das Haupt mit der Kapuze verhüllend an dem Feldhauptmanne, der im Vorgemach die Wache hielt, vorüber ging, fragte dieser:

„Wie fandet Ihr den König?"

„Fromm," erwiderte der Mönch. „Er erwartet alles, Freiheit für sich und die Strafe für euch, einzig von Gott, dem Herrn!"

Das Vertrauen des Königs auf die Hilfe des Himmels wurde bald erfüllt, denn eines Tages kam nach Brügge die Kunde, daß Papst Sixtus IV. dem Erzbischof von Köln den Auftrag gegeben, über die Stadt Bannfluch und Interdikt*) zu verhängen, und daß Kaiser Friedrich an der Spitze eines mächtigen Heeres nach Flandern ziehe.

„Der Kaiser wird blutige Sühne für das Leid fordern," sagten die Bürger zitternd zu einander, „das wir seinem Sohne zugefügt haben."

Nach kurzem Beraten wurden sie einig, den König aus der Krähenburg zu entlassen, wenn er gewisse Bedingungen erfüllte; Maximilian willigte ein, obwohl dieselben hart, ja demütigend waren. Es blieb ihm aber nur die Wahl, sie anzunehmen oder zu sterben. Das letztere hatte ihm Adrian de Vilain, der jetzt Herr der Stadt war, gedroht und auch auszuführen gesucht, denn sein Koch setzte ihm eines Mittags eine vergiftete Speise vor. Maximi-

---

*) Interdikt: das Verbot aller kirchlichen Handlungen im Weichbilde der Stadt oder einer ganzen Landschaft, mit Ausnahme der Taufe und der letzten Wegzehrung.

lian, der gerade krank, ließ sie glücklicherweise unberührt, während ein Wächter, der sie verzehrte, unter gräßlichen Schmerzen starb.

Am 16. Mai ging König Maximilian aus der Krähenburg auf den Marktplatz, wo ein Altar errichtet worden war, und empfing dort die Bürgerschaft, die fußfällig um Verzeihung bat und aufs neue Treue gelobte. Dasselbe Volk, das vor vier Monaten sein Haus erstürmt, geplündert und ihn töten wollte, jubelte jetzt eben so ungestüm und schrie: „Heil unserem glorreichen König!“

Dann trat er zum Altar, legte seine Hand auf das Evangelienbuch und die Heiligtümer des Schutzheiligen der Stadt, Sankt Donatinus, und gelobte, das getreulich zu halten, was die Bürgerschaft von ihm forderte: Friedensschluß mit Frankreich, Verzeihung für alle Aufständischen, Aufhebung der Abgaben und Besetzung aller Ämter mit Einheimischen.

Sobald Maximilian den Eid geleistet, bestieg er ein Roß und sprengte, nur von seinem getreuen Kunz von der Rosen begleitet, aus Brügge. Ohne Aufenthalt ritt er an Gent und Brüssel vorbei nach Deutschland, in die Arme seines Vaters, der ihn in Köln sehnsuchtsvoll erwartete.

„Du bist Herr von Tirol geworden!“ rief dieser, nachdem sie sich zärtlich Gruß und Kuß geboten, aus, „Herzog Sigismund hat dich,

den er wie einen Sohn liebte, auf dem Sterbebette zu seinem Erben eingesetzt."

Maximilian frohlockte, denn das grüne Tirol war ja sein Lieblingsland, wo er nach Herzenslust Gemsen und Bären jagen und auf sonnumflossenen Alpenhöhen als gottfroher, schlichter Mann leben wollte.

Elftes Kapitel.

Der Gemsjäger.

Schwere Schneestürme sausten über das Alpenland Tirol hin und hüllten die Felsübergänge, Triften, auf denen nur Krummholz wuchs, und die Föhrenwälder in ihre weißen Grabtücher. Zwischen den Klüften, welche zur Sommerszeit oft viele Meter weit voneinander getrennt liegen, hatte jetzt der Winter eine Brücke aus Eis gebaut und das Auge, das in der warmen Jahreszeit nur Spalten, steinige Rinnen und Schlünde sah, erblickte heute nur ein weites furchenloses Schneefeld. Der fremde Wanderer betrat es ahnungslos, daß er beim nächsten Schritte in einen verborgenen Abgrund stürzen werde, nicht so der Älpler. Dieser prüfte mit seinem langen, eisenbeschlagenen Stock genau jede Scholle, bevor er den Fuß darauf setzte.

So that es auch ein hochgewachsener, kräftig gebauter Mann, der an einem kalten Wintertage des Jahres 1490 über die Höhen des Steinacher Thales stieg.

Sein Anzug bestand aus einem grünen Wams und kurzen grünen Beinkleidern von grobem Tuch, dicken Wollstrümpfen von derselben Farbe und schweren Lederschuhen, deren Sohlen mit großen Nägeln und eisernen Spitzen versehen waren.

Auf dem Haupte, von dem goldfarbiges Haar in langen Strähnen auf die Schultern fiel, trug er einen grünen Filzhut mit umgeschlagener Krempe, in dessen Band Gemsbart und Adlerfeder steckten.

An der Seite hing ein Horn, sowie Bolzensack und am Gürtel ein langes Messer. Während er sich mit der rechten Hand auf einen Jagdspieß stützte, hielt er in der linken eine Armbrust.

Der Jäger, wie dies Tracht und Rüstzeug verrieten, war König Maximilian, der, seitdem er in seinem Herzogtume Tirol weilte, täglich auf die Berge stieg, um Gemsen und Hirsche zu jagen. Heute sucht er ein anderes Wild.

In einer Höhle, die in einer Felswand des Steinachthales lag, hauste eine Bärin, welche oft vom Hunger getrieben in die Tiefe schlich und Menschen wie Vieh überfiel; sie war seit Wochen die Plage der Älpler geworden.

Maximilian, dem diese ihr Leid klagten, hatte sie mit dem Versprechen getröstet:

„Ich werde selbst die Fährte der Bärin verfolgen und sie töten.“

Die Thalleute jubelten, denn der „grüne Jäger", wie sie den König nannten, galt ja in Tirol als der beste Schütze und kühnste Bergsteiger.

So hatte er am dämmernden Morgen nur von zwei Jägern begleitet die felsige Höhe erklettert, auf der die Bärenhöhle lag. Der Weg führte über Klippen und Klüfte und nach mühsamem Steigen gelangten sie zu einer Platte, die einen Meter breit aus dem Gestein hervorragte; wenige Schritte davon entfernt gähnte der tiefe Spalt, wo das wilde Tier hauste.

Maximilian befahl seinen Begleitern zurückzubleiben und betrat allein die Platte, welche nur wenige Schritte vom Höhleneingang entfernt war; er mußte, um festen Fuß zu fassen, sich hart an die Felswand, aus der sie hervorragte, lehnen. In diesem Augenblicke guckte ein junger Bär aus dem Spalt; Maximilian hob den Spieß wagrecht und stieß ihn in den Leib des kleinen Ungetüms, daß es tot niedersank. Das Geräusch der Jäger und der Schrei, den das Tier beim Verenden ausstieß, lockte die alte Bärin aus der Höhle hervor. Sie stellte sich brummend vor dem Eingang auf die Hinterfüße und reckte die Vordertatzen weit aus, um Maximilian zu packen und zu zerfleischen. Dieser aber bückte sich in dem Augenblicke, wo die Tatzen der Bärin nach ihm haschten, und dieselben krallten sich in das Gestein der Felswand.

Die Bärin verlor dadurch das Gleichgewicht, fiel und rollte in die Höhle zurück; Maximilian, der sich kein zweites Mal der tödlichen Umarmung des wilden Tieres aussetzen wollte, ergriff seinen Jagdspieß, um ihm denselben in den Leib zu bohren.

Er stand aber so nahe, daß er ihn weder schwingen noch zum vollen Stoße ausholen konnte; er schwang sich daher mit einem Satze auf einen Felsblock, der oberhalb der Platte lag, und warf von hier aus seinen Spieß. Dieser verfehlte trotz der Entfernung nicht sein Ziel, sondern drang tief in den Leib der Bärin; sie sank vorwärts und stürzte in den Abgrund, der unter der Höhle gähnte.

Die Jäger, welche Zeugen des gefährlichen Kampfes mit der Bärin gewesen waren, brachen in lautes Jubelgeschrei aus und begleiteten Maximilian in sein Schloß heim. Am anderen Tage erschienen Senner, Dorfleute und Bergknappen aus allen Thälern des Tirolerlandes und brachten ihrem Landesherrn eine Schüssel von getriebenem Silber, die mit Goldstücken gefüllt war.

Die Jagd, welche König Maximilian am liebsten trieb, war jene auf Gemsen; da war kein Felsgrat zu steil, keine Klippe zu eng und kein Abgrund zu tief, die er nicht erkletterte, betrat oder übersprang. Oft geriet er in Lebensgefahr, je beschwerlicher aber der Aufstieg und

je kühner das Wagnis, desto freudiger klopfte sein Herz und desto zäher waren Ausdauer und Mut.

Eines Tages rannte er, auf seinen Jagdspieß gestützt, eine mit Gerölle gefüllte, fast senkrechte Rinne abwärts. Bei jedem Schritte löste sich ein Stein oder eine Scholle und rollte als Lawine in die Tiefe.

Eine solche Steinlawine traf den Jäger, welcher knapp hinter Maximilian schritt und streckte ihn zu Boden, so daß er mit zermalmten Gliedern tot liegen blieb.

Der König, welcher sich umwendend sah, daß der ersten Lawine eine zweite folgte, hatte nicht mehr Zeit, zur Seite zu springen; er warf sich daher platt auf die Erde, mit dem Gesicht das Gerölle berührend und ließ einen mächtigen Felsblock, der springend und nicht rollend in die Tiefe stürzte, über seinen Leib fliegen, ohne verletzt zu werden.

Im Innthal liegt an der Straße, die nach Augsburg führt, der Zirlberg, auf dessen Höhe ein dem heiligen Martin geweihtes Kirchlein weit ins Land hinausschimmert. Die Felswand, an deren Fuß das Gotteshaus liegt, heißt die Martinswand und ist 550 Meter hoch.

Dorthin war am Ostermontag Maximilian einer Gemse nachgeklettert, indem er in seiner Jagdlust weder auf Pfad noch Gegend achtete.

Plötzlich verschwand das Wild hinter einem

Felsvorsprunge und Maximilian sprang über eine Kluft, um es an der anderen Seite des Berges zu erreichen.

Als er, dort angelangt, einen Schritt vorwärts machte, gähnte zu seinen Füßen ein Abgrund, in dessen Tiefe sich das Innthal mit Weilern, Gehöften und Hütten ausdehnte.

„Kehr' um!" sagte der kühne Jäger zu sich.

Er that es und wollte den Sprung über die Kluft zurück machen; jenseits derselben war aber das Gestein so steil, daß sein Auge keinen Halt für die Füße zu finden vermochte.

Die Stelle, von der aus er den Sprung gemacht, lag mehrere Meter höher.

So mußte er auf der kleinen Felsplatte über dem Abgrund festgebannt bleiben, sie bot nicht einmal so viel Raum, daß er sich niedersetzen konnte.

Er lehnte sich, ermüdet vom Klettern und Hunger, an die felsige Wand, hob das Hifthorn*) an die Lippen und blies hinein, daß die Töne, vielfach am Gestein wiederhallend, weit ins Thal hinausklangen.

Dort hörte das Gefolge, das ihn einen Tag lang im Gebirge gesucht hatte, den Ruf und versuchte seine Rettung; ein Bergsteiger nach dem anderen kletterte bald von dieser und

---

*) Hifthorn oder Hiefhorn: ein ausgehöhltes Stierhorn mit natürlichem oder metallenem Mundstück.

bald von jener Seite Risse, steile Pfade und Mulden empor; keiner aber gelangte zu ihm.

So stand König Maximilian zwei Tage und zwei Nächte in der steinigen Einöde und wartete, bis ihn der Tod erlöste.

Im Thale unten knieten die Waldleute und Jäger, während der Pfarrherr aus dem Dorfe Zirl ihn mit dem Kreuzbilde segnete, und beteten, daß Gott dem königlichen Schützen eine gnadenvolle Sterbestunde geben möge!

Plötzlich, als Maximilian schon die Augen zum Schlaf, aus dem es kein Erwachen mehr giebt, schließen wollte, kroch ein Jüngling in Jägertracht heran.

„Holla, was machst du?“ rief er.

„Ich lauer,“ erwiderte der König.

Der Jäger sprang auf die Platte, band ihm Steigeisen an Hände und Füße und half ihm die schwindelnde Höhe empor, bis zur Stelle, von der ein Steig aus der Einöde führte.

Als beide glücklich im Thal angelangt waren, fragte der König seinen Retter:

„Wie heißt du?“

„Ich bin der Gemsenjäger Oswald Zips,“ erwiderte dieser.

„Von heute an sollst du zur Erinnerung an die ersten Worte, die wir miteinander gesprochen haben,“ rief Maximilian, „Hollauer

von Hohenfels heißen. Ich erhebe dich in den Adelstand.*)

Er ließ in dem Spalt der Martinswand, wo er sechzig Stunden lang zwischen Himmel und Abgrund stand, ein eisernes, weithin sichtbares Kreuzbild aufrichten.

Die Hofherren murrten darüber, daß ein schlichter Bauer**) plötzlich ein Ritterbürtiger werden sollte und klagten darüber vor Maximilian; dieser aber erwiderte kurz: „Adelig kommt von edel, und edel ist — wer edel thut.“ Und Kunz von der Rosen, der diese Worte gehört hatte, sagte später zu den Mißgünstigen, als er sie allein traf:

„Dankbar sein, bricht kein Bein!“

Er ging lachend in den Festsaal, wo die Gäste, welche, aus nah und fern kommend, den König wegen der glücklichen Rettung beglückwünschten,

---

*) Das gläubige Volk in Tirol erzählte sich, daß ein Engel den frommen König gerettet habe. Der österreichische Dichter Anastasius-Grün hat dieses wunderbare Erlebnis besungen:

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit.
Ja, wohl ein — Engel war es, ein Schutzgeist stark und kühn:
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

**) Bauer wurde im Mittelalter jeder, der nicht ritterbürtig oder Bürger war, genannt.

bei Mahl und Becherlupf saßen. Sie trieben allerlei Kurzweil und redeten von dem, was ihren Herrn und auch ihre Gedanken am meisten beschäftigte, von Waffenspiel, Jagd und Krieg.

„Unsere Zeit besitzt nicht mehr den Geist, der einst Volk und Adel erfüllte; damals trug jeder Mann, Bauer oder Ritterbürtig, Waffen und leistete Wehrdienste,“ sprach König Maximilian. „Heute dagegen kämpft der Adel gesondert vom Volke und der Landesherr muß, wenn er Fehde ankündigt, in Böhmen oder Ungarn Söldner werben. Der Bauer folgt nicht mehr dem Kriegsrufe und der Bürger greift nur zu den Waffen, wenn es gilt, seine Stadt zu verteidigen. Die Bürgerwehr braucht nicht ins Feld zu ziehen . . .“

„Was soll geschehen, um die waffentüchtigen Männer im Deutschen Reich wieder unter die Fahnen der Landesfürsten zu locken?“ fragte Oswald von Wolkenstein, einer der Gäste.

„Ich werde statt der Söldner aus fremden Ländern, in Deutschland Wehrleute suchen,“ erwiderte Maximilian.

„Nicht allein auf dem flachen Lande, sondern auch in den Städten, unter den Zünften, Krämern und Handwerkern. Diese Söldner, die ich in der deutschen Heimat anwerbe, sollen ein stehendes Heer bilden.*)

*) Kaiser Maximilian ist der Schöpfer der Lands=

„Königlicher Herr, Ihr seid ein Held voll teuerer Gedanken!“ rief Kunz von der Rosen.

„Das Wort gefällt mir,“ erwiderte dieser. „Nennt mich von jetzt an — Teuerdank.“

„Wie wollt Ihr die neuen heimischen Söldner heißen?“ fragte Eitel Friedrich von Zollern.

„Landsknechte!“ sagte Maximilian. „Im Gegensatz zu den Waffenknechten der Schweizer Berge, welche sich an den König von Frankreich, Spanien und die Republik Venedig vermieten.“

Die Gäste, welche zum ersten Male von der Reichswehr, die König Maximilian ins Leben rufen wollte, hörten, bezeigten ihm durch Zurufen ihre Zustimmung.

Dieser erhob sich vom Sitze und sagte:

„Ich lade euch ein, mir in die Waffenhalle zu folgen.“

Alle erwiderten wie mit einer Stimme:

„Wir werden Euch mit Freuden begleiten.“

Sie stiegen eine Treppe abwärts, die zu einer weiten, auf acht schlanken Pfeilern ruhenden Halle führte; dort lagen Panzer, Helme, Sturmhauben, Eisenhüte und allerlei Rüstzeug aufgestapelt, während Schwerter von allen Größen, Lanzen, Spieße, Dolche und Wehren jeder Art an den Wänden und Pfeilern hingen.

Da es dunkel geworden war, zündeten die

---

knechte und auch derjenige gewesen, der zuerst ein stehendes Heer errichtete.

Diener Pechfackeln an, welche sie hier und dort in eiserne, in die Mauer befestigte Ringe steckten, und das rote Licht derselben spiegelte sich in den Waffen aus Silber und blankem Stahl und übergoß die ganze Halle mit funkelndem Schein.

Maximilian schritt inmitten seiner Gäste und redete bald mit diesem und bald mit jenem; indem er den Gebrauch einer Wehr erklärte oder erzählte, woher sie stammte.

In seiner Nähe befanden sich Ritter Jörg von Herberstein, den sein vierzehnjähriger Sohn begleitete; dieser Jüngling galt für schwachsinnig; das verrieten auch der stiere Blick seiner Augen, der schleppende Gang und der ewig lächelnde Ausdruck seines Gesichtes. Während die Gäste sich am Anblick der Waffen ergötzten, blieb er regungslos wie ein Steinbild vor den Pechfackeln stehen und verwandte kein Auge von ihnen. Ab und zu streckte er die Hand aus, um verglühende Pechstücke aufzulesen, oder versuchte Holzspäne an der Flamme zu entzünden.

Niemand achtete auf das Spiel des Knaben, der, als ihm der Vater rief, zu einer anderen Fackel schlich.

Am Ende der Waffenhalle standen mehrere mit Pulver gefüllte Fässer, von denen zwei geöffnet waren. In dem Augenblicke, wo König Maximilian vorüberging, wurde er von einem fliegenden Lichtschein geblendet, blickte um und

erstarrte vor Schreck. Der blödsinnige Knabe hatte, da er sich unbeachtet sah, einen Span an einer Pechfackel angezündet, und schwang lachend und jauchzend das brennende Holz im Kreise; die Funken sprühten nach allen Seiten und einige flogen in die offen stehenden Pulverfässer.

Maximilian wußte, was im nächsten Augenblicke ihm, seinen Gästen und dem ganzen Schloß bevorstand; sie mußten in die Luft fliegen! Er sprang ohne langes Besinnen zu den Fässern, ergriff die glimmenden Splitter und zerdrückte sie mit den Fingern, bis sie verlöschten.

Seine rasche That, bei welcher er sein Leben aufs Spiel setzte, rettete viele Hunderte von Menschen! Jetzt erst erkannten die Gäste, welchen Dienst ihnen König Maximilian erwiesen hatte; viele sanken ihm zu Füßen, während andere seine Hände küßten und ihm unter Thränen dankten.

„Jetzt habt Ihr durch die That gezeigt, königlicher Herr," rief Kunz von der Rosen, daß Ihr Ritter Teuerdank seid, denn wir schulden Euch teueren — Dank!"

Maximilian wehrte Huldigung und Dank ab und sagte zum Ritter von Herberstein, der mit geballten Fäusten und zornig flammenden Blicken seinen Knaben schalt:

„Straft den Jüngling nicht, denn er hatte keine Ahnung, welch gefährliches Spiel er trieb!"

Als die Kunde von dieser That in Tirol und

über das ganze Reich verbreitet wurde, pries alles, reich und arm, König Maximilian und nannte ihn seitdem: Ritter Teuerdank.

Dieser aber geriet während der drei Jahre, die er noch im grünen Alpenlande lebte, noch einmal in eine große Gefahr. Eines Abends ritt er über einen Alpenpaß, den zu beiden Seiten tiefe Schlünde säumten; da bereits die Dämmerung hereinbrach und dichte Nebelschleier die Gegend verhüllten, so wich das Roß vom Wege ab und rannte plötzlich thalwärts. Maximilian, der in Gedanken versunken, weder auf Tageszeit, noch Richtung viel geachtet hatte, zügelte jetzt das Tier, um es in eine langsamere Gangart zu bringen; dieses aber scheute sich vor einem Baumstumpf und jagte den steilen Hang hinab; unter demselben lag eine Kluft, in der ein Wildbach seine Wellen trieb.

Da Maximilian sah, daß er das scheu gewordene, dahinstürmende Roß nicht mehr aufhalten konnte, so machte er sich auf einen Sturz in den Abgrund gefaßt. In dem Augenblicke, wo es den Rand des Bergabhanges erreichte und in die Luft hinaussprang, zog er beide Beine aus den Steigbügeln und hob sie auf den Sattel, so daß er, auf dem Rücken des Tieres hockend, die Tiefe erreichte. Während dieses mit zerschmetterten Gliedern tot lag, blieb der Reiter, dank seiner Ruhe und Geistesgegenwart, heil. —

Am 22. August des Jahres 1493 erschien Hugo von Werdenberg im Schlosse zu Innsbruck, beugte vor König Maximilian sein Knie und rief:

„Es lebe Kaiser Maximilian der Erste!“

Dieser erriet, welche Trauerbotschaft hinter dieser Huldigung steckte, brach in Thränen aus und sagte schmerzgebrochen:

„Ich habe den besten, zärtlichsten Vater verloren!“

Dann beherrschte er sich und ließ sich von dem greisen Ritter alles erzählen, was dieser über die Krankheit und die letzten Stunden Kaiser Friedrichs, der zu Linz in Oberösterreich starb, wußte.

Am anderen Morgen verließ Maximilian sein liebes Land Tirol, wo er fünf Jahre lang als „grüner Jäger“ und „Ritter Teuerdank“ vom Volk geliebt und verehrt worden war, und zog nach Frankfurt am Main; dort empfing er die Huldigung der Reichsfürsten, und ganz Deutschland rief aus vollem Herzen:

„Heil und Segen unserem glorreichen Kaiser Maximilian!“

Zwölftes Kapitel.

Der Reichstag zu Worms.

Es war am 24. Maientage des Jahres 1495. Durch die Straßen der Reichsstadt Worms, deren achtzig Türme sich in den Fluten des Rheinstromes spiegelten, zog das Volk in fröhlicher Stimmung; alle Bürger, Ritter und selbst die armen Leute trugen festliche Kleider, und von den Giebeln der Dächer und Zinnen der Türme sowie an den Fenstern der Häuser wehten Fahnen und farbige Tücher.

Es galt, dem Kaiser Maximilian einen Willkommgruß zu bieten und die Freude der Bürgerschaft kundzugeben, daß er während des Reichstags hier Herberge nehmen wollte. Unter dem Thorbogen, der an der südlichen Ringmauer lag, hatten sich die Fürsten und Ritterbürtigen aus allen Gauen Deutschlands versammelt.

Das war eine Pracht an Rüstzeug, Waffen und Gewändern, an blank bewehrten Reisigen und Söldnern, an Rossen, die mit goldenem

Zaumzeuge und Sammetdecken behängt waren. Sie blendete die Augen und bestrickte die Sinne.

Um die Mittagsstunde ertönte ein Schuß vom Turm „Luginsland" und verkündete:

„Der Kaiser kommt!"

Jetzt klangen von den Kirchtürmen die Glocken, und alles drängte sich in die Straßen, durch welche der Kaiser ziehen sollte; dort hatten sich die Gilden der Gewerbe und Handwerker mit ihren Bannern und Schildern aufgestellt und säumten den Weg ihres kaiserlichen Herrn.

Das tausendstimmige Geschrei der Landleute, die längs der Heerstraße sich drängten, tönte immer näher und der Kaiser sprengte zum Thor, wo er die Huldigung der Fürsten und Ritter empfing und ihnen seinen Gruß bot.

Jetzt wandten diese ihre Rosse und ritten in die Stadt zurück; an ihrer Spitze trabten zwölf Trompeter, die Posaunen, an denen bunte Tücher mit dem Reichswappen hingen, bliesen. Ihnen folgten Herolde, welche Banner trugen, und nach diesen in langer Reihe die Reichsfürsten, Herren, Edelleute, Bürger und Gäste aus der Fremde. Über sechstausend Rosse waren, wie ein Chronist berichtet, im Zuge.

Alles jubelte dem Kaiser Maximilian entgegen, der in voller Manneschönheit und stolzer Haltung auf einem schwarzen Hengst saß; er trug einen enganschließenden Waffenrock aus rot-

weißem Sammet und darüber einen mit Goldblumen gezierten silbernen Brustharnisch, silberne Beinschienen und Stiefel aus feinstem gelben Leder. Sein Haupt war entblößt und in den goldig leuchtenden Haaren, die in langen Strähnen auf die Schultern fielen, schimmerte ein Kranz von Perlen und Edelsteinen.

Am Thore empfingen ihn der Bürgermeister und die Ratsherren von Worms, welche über ihre Röcke aus feinem schwarzen Tuche die Schaube, das mantelförmige, mit Marderfellen verbrämte Oberkleid trugen und um Hals und Brust goldene Ketten, an denen Schaumünzen aus demselben Edelmetall hingen.

Der Bürgermeister verneigte sich tief und sprach:

„Heil und Segen unserem glorreichen Kaiser! Wir bieten Euch den Willkommgruß und bitten, daß Ihr die Gaben, welche wir nach Väterbrauch dem Herrn des Reichs darbringen, huldvoll annehmet.“

„Seid gegrüßt, vieledle Bürger von Worms,“ erwiderte der Kaiser mit wohlklingender Stimme. „Mein seliger Vater, der euerer Stadt viele und große Vorrechte verliehen, nannte euch stets: die Getreuen, die Seinigen. So will auch ich euch heißen!“

Die Gaben, welche die Bürgerschaft von Worms dem Kaiser brachte, waren zwölf große Humpen aus getriebenem Silber mit Deides-

heimer Wein gefüllt, fünf Fuder*) von demselben Wein und hundertfünfzig Malter Hafer.

Der Zug rollte dann durch die Straßen der Stadt bis zum Marktplatz, wo die Gerichtslaube, die Halle, wo öffentlich Gericht abgehalten wurde, lag.

Als Kaiser Maximilian ihrer ansichtig wurde, neigte er tief sein Haupt und rief so laut, daß es weithin gehört wurde:

„Salve justitia! Sei gegrüßt du Sitz der Gerechtigkeit!“

„Diesen Gruß spricht der Kaiser immer, so oft er an einer Gerichtslaube vorüber kommt,“ sagte Kunz von der Rosen zu den Gästen aus der Fremde, die an seiner Seite ritten. „Er will dadurch die Ehrfurcht bezeigen, welche er vor Rechtsspruch und Gesetz hegt.“

Auf dem Marktplatze ragte auch das neue Rathaus auf, welches der berühmte Meister Nivergelt neun Jahre vorher erbaut und mit kunstvollen Bildwerken sowohl von außen als auch von innen geschmückt hatte.

Hier stieg der Kaiser vom Roß und betrat die mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Gemächer, während die Fürsten und deren Gefolge in die weite, auf hohen Pfeilern ruhende Halle gingen.

---

*) Beiläufig fünfzig Hektoliter Wein und zwölfhundert Hektoliter Hafer.

Hier waren Bänke und Stühle aufgestellt und auf einer erhöhten Bühne ein Thron, über dem eine Decke aus purpurnem Sammet hing. Auf den Stühlen, die den Thron umgaben, ließen sich die fünf Kurfürsten nieder: Berthold von Mainz, Johannes von Trier, Heinrich von Köln, Philipp von der Pfalz und Friedrich von Sachsen, und auf den Bänken die geistlichen und weltlichen Herren: die Bischöfe Johannes Dalberg zu Worms, Bischof Wilhelm von Eichstädt, Ludwig zu Speier, Albrecht zu Straßburg, Heinrich von Chur und der Abt Johannes von Fulda; der Meister des Deutschen Ritterordens Andreas von Grumbach, Pfalzgraf Otto, Herzog Albrecht von Sachsen, Pfalzgraf Johann zu Spanheim, Markgraf Friedrich von Brandenburg, Herzog Magnus zu Mecklenburg, Graf Eberhard von Württemberg, Graf Wilhelm von Jülich und Berg und die beiden Landgrafen zu Hessen.

Außer 29 weltlichen Fürsten und den geistlichen hohen Würdenträgern waren 67 Grafen und Ritter, sowie die Bürgermeister und Ratsherren aus 24 Reichsstädten erschienen. Ihnen hatten sich vornehme Gäste aus fremden Ländern zugesellt; denn sowohl König Karl von Frankreich, als auch König Heinrich VII. von England, der Ungarnkönig Wladislaw, die Republik Venedig, Herzog Galeazzo Sforza von Mailand und die Königin Isabella von Spanien

waren durch ihre ersten Hofherren vertreten, welche durch ihre prunkvolle Erscheinung und den Aufwand ihres Gefolges den Glanz des Reichstages erhöhten.

Nach kurzer Zeit erschien Kaiser Maximilian; er war mit dem Krönungsmantel, einem weitfaltigen Gewande aus Goldstoff, bekleidet, trug auf dem Haupte die goldene, geschlossene Reichskrone und in der Hand Scepter und Reichsapfel.

Der Kaiser sprach, nachdem er sich auf den Thron niedergelassen hatte:

„Fürsten, Herren und Ritterbürtige, empfanget meinen kaiserlichen Gruß und vernehmet, daß wir zweierlei beraten und beschließen wollen: den ewigen Landfrieden und ein kaiserliches Reichsgericht, vor dessen Stuhl jeder Unterthan, wessen Standes er sein mag, Klage führen und gerechtes Urteil finden kann.

Die Versammelten riefen:

„Wir danken dir, gnädiger Kaiser, für deine Fürsorge und heißen Botschaft und Gesetz, die du uns bringen wirst, willkommen.“

Nach dieser Huldigung erhob sich der Kaiser von seinem Throne und sagte:

„Wir wollen, ehe wir den Reichstag beginnen, Gott, dem König aller Könige, Anbetung darbringen. Er ist es, der die Herzen der Fürsten wie Wasserbäche lenkt und unsere Räte erleuchtet, daß sie weise Dinge ersinnen. Be-

gleitet mich, ihr Fürsten, Herren und Ritter, in den Münster.“

Die Versammelten erwiderten:

„Wir werden dich, erhabener Kaiser, nach den Altären des Herrn begleiten und mit dir dort um Erleuchtung beten.“

Es geschah das, was der Kaiser befohlen hatte, und alle, die im Reichstage gesessen, zogen in den Dom; das war ein herrlicher Bau, eine steingewordene Blüte deutscher Gottesminne und Andacht. Er, dessen Wölbung auf mächtigen Säulen ruhte, schimmerte im Glanze von tausend Lichtern, Chorgesang der Priester, die kostbare Gewänder trugen, Orgeltöne und Posaunenschall erklangen und Kaiser wie Fürsten und Volk stimmten den Gesang: „Veni sancte Spiritus! Komm' heiliger Geist!“ an.

Der Reichstag dauerte vom Maimonat bis zum August und am vierten Tage desselben, wo die Fürsten und Herren wieder versammelt waren, winkte der Kaiser dem Erzkanzler des Reiches, dem Kurfürsten Berthold von Mainz; dieser trat vor die Stufen des Thrones, verbeugte sich tief vor dem Herrscher, entfaltete eine Pergamentrolle und las:

„Wir Maximilian I., des heiligen Römisch-Deutschen Reiches Kaiser und Gebieter, befehlen, daß im ganzen Reiche jede offene und geheime Fehde aufhören soll . . . Wir verkünden den

ewigen Landfrieden als Reichsgesetz. Es soll niemand, wessen Würde und Stand er auch sei, mithin auch kein Landesfürst den anderen befehden, bekriegen, berauben, belagern, Stadt, Schloß oder Dorf mit Waffen erobern oder in Brand stecken. Niemand soll dem Friedensbrecher, auch kein Landesfürst, Hilfe, Rat, Herberge, Speise oder Trank geben.

Der Übertreter des Friedens verfällt der Reichsacht. Er soll von allen verfolgt werden und eine Strafe von zweitausend Mark reinen Goldes zahlen."

Die Versammelten riefen, nachdem der Erzkanzler geendet hatte:

„Heil dir, Kaiser, und dem Reiche, dem du den ewigen Frieden gegeben hast!"

Dann fuhr der Kurfürst von Mainz fort:

„Zur Verbesserung der Rechtspflege im Reiche wird ein Gerichtshof bestellt, vor dessen Stuhl jeder deutsche Unterthan, wessen Standes und Ranges er sein mag, erscheinen und wider den, der den Landfrieden gebrochen hat, klagen kann. Er besteht aus einem Vorsitzenden und sechs Räten, von denen der erstere vom Kaiser und die letzteren von den Kurfürsten gewählt werden. Außerdem erküren die acht geistlichen und weltlichen Landschaften des Reiches einen, und die Reichsstädte zusammen zwei Richter. Der Sitz des Reichsgerichtes soll in Frankfurt am Main sein. Dieser Gerichtshof kann auch

die Landesfürsten vorladen und Urteil wie Acht über sie sprechen."

Und die Versammelten riefen wieder:

„Wir danken dir, gnädiger Kaiser, daß du ein Reichsgericht bestellt hast, vor dem jeder Unterthan sein Recht und Urteil finden soll!"

Nachdem der Reichstag zu Ende war, wurde im Saale des Rathauses ein „Ehrentisch" aufgerichtet, den glitzernde Speisegeräte, Teller und Trinkbecher aus Gold und Silber zierten; während des Mahles ertönten Gesang und das Spiel der Zinkenbläser und Pfeifer.

Der Kaiser war in frohester Laune und redete mit seinen Gästen von kurzweiligen und anmutigen Dingen.

„Ihr seid wohl der glücklichste Fürst im ganzen Reiche, glorreicher Kaiser," rief Kurfürst Philipp von der Pfalz.

Alle Gäste stimmten ihm zu.

Einer nur schwieg und pries nicht den Kaiser wegen seines Glückes. Es war dies Graf Eberhard von Württemberg, der während des Reichstags zum Herzog ernannt worden; ein Mann von ehrfurchtgebietender Gestalt, den sein Volk wie einen Vater liebte; er hieß wegen des langen, weißen Bartes, der bis zum Gürtel reichte — Eberhard im Bart.

Kaiser Maximilian hatte sein Schweigen bemerkt und fragte:

„Herzog Eberhard, warum bleibt Ihr

stumm? Haltet Ihr mich denn nicht für den glücklichsten Fürsten im Reiche?"

Der Greis erwiderte: „Ich nenne den Fürsten den glücklichsten, welcher so viele Freunde zählt, als Unterthanen in seinem Reiche wohnen!"

„Wo finde ich diesen Fürsten?" rief der Kaiser aus. „Nennt ihn mir, damit ich ihn als den Beneidenswertesten unter der Sonne preisen kann."

Und die Gäste wiederholten: „Herzog Eberhard, nennt uns diesen Herrscher."

Eberhard im Barte erwiderte: „Ich bin es! Mein Land ist zwar klein und gering. Ich darf mich aber rühmen, daß ich im dichtesten Walde das Haupt in den Schoß jedes meiner Unterthanen legen und darin ruhig schlafen kann!"

Nach diesen Worten entstand eine Stille im Saale, und alle, Kaiser wie Gäste, verneigten sich stumm vor dem Herzoge Eberhard.

Dieser aber hob sein Antlitz gen Himmel; es lag auf demselben ein verklärter Ausdruck, der Wiederschein eines gottfrohen, zufriedenen und schlichten Herzens.

Während des Reichstages wurden auf einer großen Wiese, die vor dem Pfauenthore mit frischem Grün bedeckt sich ausdehnte, Waffenspiele und Turniere gehalten; dieses Blachfeld senkte sich gegen die Mitte zu und seine Säume

bildeten dadurch natürliche Erhöhungen, von denen jeder das, was in der Vertiefung geschah, sehen konnte.

Diese Vertiefung bildete die Stechbahn und war ringsum von einer Schranke aus starken Holzpfeilern eingefaßt; an den sich gegenüberliegenden Eingängen, die durch Thore verschlossen wurden, hielten Herolde und ein Haufen Bewaffneter Wache.

Auf der Ebene, die sich zwischen der Stechbahn und der Stadt erstreckte, waren große Zelte aufgestellt, deren jedes Turnierkämpfern zum Aufenthalte diente. Vor dem Eingange ragten Maste, welche deren Wappenschilder trugen, und standen die Farben ihrer Herren tragende Knappen.

Am Festtage der Himmelskönigin zog Kaiser Maximilian von einem zahlreichen Gefolge begleitet zum Turnierplatze. Er trug eine Rüstung aus Gold, welche ein berühmter Mailänder Waffenschmied gefertigt hatte; auf seinem Haupte saß ein Helm aus Silber, von deren Spitze schwarzgelbe Federn wehten. Sein Roß, ein Rappe, hatte an Stirn, Brust und Rücken Rüstzeug aus Gold und Silber.

Die Gäste auf den Schaubühnen und das Volk, das rings um die Schranken stand, riefen, als er erschien:

„Heil unserem glorreichen Kaiser!“

Dann verließ Maximilian sein Roß und

stieg die Stufen des Thrones empor, welcher der Mitte der Stechbahn gegenüber lag.

Ein kaiserlicher Herold trat in die Schranke und verlas mit weithin tönender Stimme die Turniergesetze:

„Jeder der Ritter, welche einander zum Kampfe gefordert hatten, durfte sich seinen Gegner wählen. Der Waffengang mußte mit Lanzen, an deren oberem Ende statt der Spitze ein rundes Krönlein saß, gemacht werden. Wann die Ritter den Kampf beendet, würde der Kaiser entscheiden, welcher Sieger geblieben, und ihm den Preis reichen.“

Nachdem der Herold geendet, verließ er die Schranke und zwei Marschälle, die vom Kopf bis zur Sohle in Eisen gehüllt waren, ritten ein und blieben in der Mitte der Stechbahn stehen.

Auf einen Wink des Kaisers wurde ein Thor derselben geöffnet und fünf Ritter sprengten herein; die Reihenfolge, in welcher dies geschah, war durch das Los bestimmt worden.

Als erster erschien einer, dessen Rüstung aus silbernschimmerndem Eisen gefügt war; er trug einen Stechhelm, der an den Brustharnisch angeschraubt war, und zwischen beiden lag der „Halsberg“, ein eiserner Ringkragen, der den Hals gegen Stoß und Hieb schützen sollte. An der linken Achsel war eine muschelartige Scheibe befestigt, um den Stoß der feindlichen Lanze

abzuwehren, während die rechte durch ihre Tartsche, den kleinen Schild der eingelegten Lanze, gedeckt wurde. In seiner mit einem Eisenhandschuh bewehrten Faust hielt er den fünf Meter langen Rennspies und in seinem Gürtel hing ein Schwert. Das Roß war an der Stirn dnrch Eisenplatten, in welche Öffnungen für die Augen gelassen waren, ferner durch Brustschurz und Schienen geschützt, während über den Rücken desselben eine weiße Decke, in die goldene Lilien eingestickt waren, herabhing. Der Ritter hielt in seinem linken Arm einen Schild, der einen goldenen Blitzstrahl im roten Felde und den Wahlspruch: Invincible — Unüberwindlich! trug.

Die vier Ritter, die ihm folgten, trugen dieselben Rüstungen und Waffen; nur die Federbüsche und Decken ihrer Rosse hatten andere Farben und die Schilder andere Wahlsprüche.

Die Ritter trennten sich in der Schranke und wendeten ihre Rosse; jeder näherte sich demjenigen, den er als Gegner erkoren, und berührte mit der Lanze dessen Schild.

Unter dem Schalle der Hörner und dem Geschrei des Volkes rannten sie dann gegeneinander und stießen mit ihren Lanzen auf Harnisch und Schild. Bei diesem Anpralle wankten mehrere Kämpfer und fielen aus dem Sattel. Der Ritter aber mit dem Wahlspruch: Invincible! blieb Sieger und sprengte in stolzer

Haltung aus der Schranke, wo ihn zehn Knappen, welche in die Farben seiner Helmzier gekleidet waren, erwarteten und zum Throne des Kaisers geleiten.

Dort stieg er vom Rosse, hob das Helmgitter und neigte sein Haupt zum Gruße.

„Nennet Eueren Namen, Herr Ritter," sagte der Kaiser.

„Ich heiße Claude de Barre," erwiderte derselbe. „König Karl von Frankreich ist mein Lehensherr ... Ich bin immer bereit, zu Roß und zu Fuß jedem deutschen Ritter zu begegnen und — zu besiegen!"

Der Kaiser schien diese dreiste Rede nicht zu hören; er wies mit der Hand auf einen prächtigen goldenen Becher und sprach:

„Empfangt den Preis, der dem Sieger gebührt."

Nach diesen Worten wandte er sich von Claude de Barre ab.

Dieser blieb in seinem Zelte nahe der Stechbahn und lenkte an jedem folgenden Tage sein Roß vor die Schranke, wo sein Herold verkündete:

„Der Ritter Claude de Barre fordert die Herren der deutschen Zunge zum Zweikampfe!"

Diese Herausforderung blieb nicht unerwidert, denn jeder deutsche Ritter, der in Worms weilte und in Wehr wie Lanzenbrechen geübt war, erschien in der Schranke, um den Welschen zu besiegen.

Es gelang aber keinem; denn Claude de Barre hatte nicht zu viel gesagt, als er sich: Invincible — Unüberwindlich! nannte.

So viele Turnierkämpfer auch ihn zum Zweikampfe forderten, eben so viele hob er aus dem Sattel, und je mehr es besiegte Deutsche gab, desto größer wurde der Übermut des Franzosen.

Wenn er an jedem Morgen in der Schranke erschien und immer dieselbe Herausforderung an die deutsche Ritterschaft ergehen ließ, zitterte diese vor ohnmächtiger Wut und trauerte, daß sie ungerächt geschmäht wurde.

An dem Tage, an welchem der Reichstag geschlossen wurde, erschien der Herold des Unüberwindlichen und verkündete:

„Mein Ritter Claude de Barre kämpft heute zum letzten Male. Er wird mit dem Ruhme, der Meister aller Turnierkämpfer Deutschlands zu sein, nach Frankreich zurückkehren!“

Dieser Ruf war kaum verklungen, so zeigte sich auf dem Wege, der nach der Stadt führte, ein Ritter, der vom Haupte bis zu den Sohlen in eine schwarze Eisenrüstung gehüllt war; die Federn seines Stechhelmes schimmerten in derselben Farbe und der schwarze Schild zeigte den Wahlspruch: „Cave — Hüte dich!“ Er trug das Helmgitter geschlossen, lenkte sein mächtiges, rabenschwarzes Roß in die Stechbahn und ließ verkünden:

„Ich fordere den Ritter Claude de Barre zum Zweikampfe heraus!“

„Wer seid Ihr?“ fragte der Marschall, der an der Pforte der Stechbahn hielt.

„Der schwarze Ritter!“ erwiderte dieser und sprengte in die Stechbahn, nachdem er die Gäste auf der Schaubühne durch Senken der Lanze begrüßt hatte.

Er zügelte sein wildes Roß so gewandt und kräftig, daß ihm Ritter, Bewaffnete und Volk Beifall zuriefen.

Dann näherte er sich der Stelle, wo Claude de Barre kampfgerüstet hielt, und berührte dessen Schild mit der Spitze seiner Lanze.

Während der Welsche sein Roß umwandte, um bis zum entgegengesetzten Ende der Stechbahn zu gelangen, that dies der schwarze Ritter nicht, sondern zwang sein Pferd, trotz Sträuben und Bäumen mit dem Gegner zugewendetem Kopfe bis ans andere Ende zu gehen.

Der Herold erhob seinen Stab, die Hornbläser stimmten eine kriegerische Weise an und beide Ritter stürmten mit eingelegten Rennspießen aufeinander los.

Die Waffen zersplitterten beim Anpralle und der Stoß war so gewaltig, daß die Rosse ihre Hinterfüße tief in den Sand einwühlten und sich bäumten.

Sie wurden aber von ihren Reitern, die fest im Sattel saßen, gebändigt und nach der

Stelle zurück gelenkt, von wo aus der erste Anlauf geschehen war; dort standen viele Knappen, welche frische Lanzen bereit hielten.

Wieder erscholl der Ruf des Herolds: „Ritter, brecht euere Lanzen!“ und wieder tönten die Trompeten und Hörner.

Die Turnierkämpfer rannten aufs neue gegeneinander und das geschah mit derselben Kraft und Gewandtheit, nicht aber mit demselben Glücke.

Claude de Barre stieß so mächtig nach dem Schilde seines Gegners, daß die Lanze in Stücke zerbrach und der schwarze Ritter im Sattel wankte.

Dieser hatte seinen Rennspieß gegen den Helm des Welschen gerichtet und traf ihn. Sein Stoß hob ihn aus Steigbügel und Sattel, so daß er, am Rücken des Rosses niedergleitend, in den Staub fiel.

Das Volk und die Gäste auf den Schaubühnen erhoben ein Geschrei, das dem Brausen einer stürmischen See glich, und alles geriet in wilde Aufregung.

Dieser Beifall, der dem schwarzen Ritter gespendet wurde, brachte Claude de Barre in Wut; er sprang vom Boden auf, zog sein Schwert und drang auf seinen Gegner ein. Dieser stieg blitzschnell vom Rosse und griff auch zum Schwerte.

Ehe sie noch ihre Klingen kreuzen konnten, traten die Marschälle dazwischen und riefen:

„Die Gesetze des Turniers verbieten den Zweikampf mit Schwertern.“

Der schwarze Ritter bestieg wieder sein Roß und ritt aus der Stechbahn.

In diesem Augenblicke rief alles:

„Der schwarze Ritter soll uns sein Antlitz zeigen, seinen Namen nennen!“

Dieser lenkte sein Roß zum Kaiserthrone, stieg dort aus dem Sattel und ging die Stufen empor; dann wandte er sich um und stand hochaufgerichtet da, so daß ihn alle, welche Wiese, Stechbahn und Schaubühne füllten, sehen konnten.

Er nahm den Stechhelm vom Haupte und zeigte sein Antlitz, aus dem große, blaue Augen leuchteten und das von langen, goldfarbigen Locken umrahmt war.

Tausende und Tausende von Lippen riefen:

„Kaiser Maximilian. Unser glorreicher Kaiser! . . .“

Der Hohn des Franzosen hatte ihn, die Blume der Ritterschaft, tief empört und bewogen, selbst in den Sattel zu steigen und den Zweikampf aufzunehmen.

Das Volk jubelte dem Sieger zu und Claude de Barre verließ heimlich Worms, da sein Ruhm, daß er der Meister aller Turnierkämpfer Deutschlands sei, wie eine Seifenblase geplatzt war.

Der Reichstag war beendet, und Kaiser Maximilian verließ Worms, um nach Augsburg zu reisen, wo er für längere Zeit sein Hoflager aufschlagen wollte.

Dreizehntes Kapitel.

Unter den Fahnen der Landsknechte.

„Mutter, liebe Mutter, gieb mir deinen Segen und laß mich den Werbern folgen!“

So bat an einem Sommertage des Jahres 1498 ein zwanzigjähriger Jüngling, der zu den Füßen einer bleichen Frau kniete, und umschlang sie mit zärtlichen Gebärden.

„Hast du das traurige Schicksal deines Vaters vergessen?“ unterbrach sie ihn. „An dem Tage, wo er Haus und Geschäft verließ, um sich in Kriegshändel zu mischen, begann auch sein, unser Unglück!“

Die Frau, in deren Antlitz Kummer und Sorgen Falten gefurcht und deren Haar silbern gefärbt, vergoß bei diesen Worten Thränen.

„Der gute Vater ist durch Hinterlist und Verrat zu Grunde gegangen. Ich aber will mich weder einem Haufen Aufrührer anschließen, noch heimlich den Landesfeind befehden. Unser glorreicher Kaiser Maximilian ruft alle wehrtüchtigen Jünglinge unter die Fahnen der Lands-

knechte, warum soll Hans Kirchheimer nicht dabei sein," rief der Jüngling mit blitzenden Augen.

„Bedenke doch, daß ich allein in Schwaben, das nicht unsere Heimat ist, zurückbleibe! . . . Eines Tages wird dich ein Schwerthieb oder Bolzenschuß töten und mir mein Liebstes auf Erden rauben!"

„Laß diese trüben Gedanken, liebes Mütterchen," unterbrach sie der Jüngling. „Der Mensch schießt, aber Gott lenkt den Pfeil. Ich muß in der Welt mein Glück suchen, nachdem ich es hier im einsamen Dorf trotz gutem Willen und Arbeit nicht finden konnte. Heute giebt es nur einen Weg, der rasch zu Geld und Ehren führt, der Wehrstand."

„In dir steckt viel vom wilden Wesen deines Vaters, der an ruhiger Häuslichkeit keinen Gefallen fand und immer nach Neuem und Besseren begehrte . . . Zieh' in die Fremde, wohin Jugendlust und kriegerischer Geist dich lenken. Gott schütze deine Wege!"

Sie legte ihm, der noch immer zu ihren Füßen kniete, die Hände auf das Haupt und segnete ihn.

Hans jauchzte vor Wonne, daß er Landsknecht werden durfte, und rüstete sich sofort, Mutter und Dorf zu verlassen. Dasselbe lag in einer nordwestlichen Bucht des Bodensees, in der Nähe der freien Reichsstadt Überlingen, wo der Feldhauptmann Georg von Frundsberg

ein Heer sammelte. Es sollte 20,000 Fußknechte zählen und in einigen Tagen vom Kaiser besichtigt werden.

So zog Hans Kirchheimer, der in einem kleinen Bündel seine ganze Habe mit sich trug und nur wenige Groschen Geld besaß, nach Überlingen, vor deren Thoren sich ein grünes, weites Blachfeld ausdehnte.

Hunderte von kräftigen Jünglingen gingen auf den Pfaden, die von allen Seiten nach einer Stelle führten; dort war eine Pforte aus Spießen aufgebaut, indem zwei in die Erde gesteckt worden und ein dritter quer darüber lag. Neben dieser Pforte hielt Georg von Frundsberg hoch zu Roß. Er war ein reckenhafter Mann mit einem roten, von langem Bart umrahmten Gesicht. Von seiner Körperkraft waren viele Sagen unter dem Volke verbreitet.

„Guck den Feldhauptmann an," sagte ein schmächtiger Bursche, der sich neugierig herangedrängt hatte, obwohl er wußte, daß er nicht vom Werber angenommen wurde. „Schau' dessen Arme und Fäuste! Frundsberg soll mit ausgestrecktem Zeigefinger einen kräftigen Mann, der sich ihm gegenüber stellt, umstoßen."

„In Welschland hat er einmal einen Reiter mit einem einzigen Streich seines Schwertes Kopf und Leib gespalten," setzte sein Nachbar hinzu. „Er gilt als der stärkste Ritter im ganzen Reiche."

Ihr Gespräch wurde vom Trompetenschall und Trommelwirbel unterbrochen und ein Haufen junger Leute, die teils die Tracht der Bürger und teils jene der Bauern trugen, zog heran; jeder hatte ein Schwert an der Seite, denn nach der Satzung der Landsknechte durfte nur ein Mann angeworben werden, der dieses und außerdem einige Groschen Geld besaß.

Unter ihnen befand sich auch Hans Kirchheimer, der an Körpergröße alle überragte und auch durch seine starken Glieder und den entschlossenen Ausdruck seines hübschen Gesichtes auffiel.

Nachdem sie sich rings um die Pforte aufgestellt hatten, entblößte Georg von Frundsberg sein Haupt, richtete sich im Sattel gerade und sprach:

„Unser Herr und Kaiser braucht zum Kampf gegen die Schweizer, die ihm Gehorsam weigern, Leute, wehrhafte Männer. Wollt ihr unter die kaiserlichen Fahnen treten?“

Die Jünglinge schrieen wie mit einer Stimme:

„Wir wollen unter des Kaisers Fahnen kämpfen!“

„Gelobt dann, dem Kaiser sechs Monate lang treu zu dienen, und sein Nutzen und Frommen zu fördern!“

„Wir geloben dieses,“ erwiderten sie.

„Gelobt Gehorsam euerem Feldhauptmann

und Achtung vor allen Gott geweihten Personen und Frauen!"

„Wir geloben dieses!"

„Gelobt, Geduld zu haben, wenn der Sold euch nicht zur Stunde der Löhnung ausbezahlt wird!"

„Wir geloben dieses," wiederholte der Haufe.

Dann winkte Georg von Frundsberg dem Schreiber, der auf einer leeren Tonne saß und die Musterrolle verfaßte; sie enthielt Namen, Heimat und Alter des Angeworbenen.

„Tretet einer nach dem anderen heran," rief dieser, „und antwortet auf meine Fragen. Erfahrt aber, daß die Lahmen, Krüppel oder Blödsinnigen keine Landsknechte werden können. Unser glorreicher Kaiser braucht nur wohlgemutete und gesunde Knechte."

Als Hans Kirchheimer sich dem Schreiber näherte, blickte Georg von Frundsberg ihn scharf an und sagte dann:

„Geselle, du bist schlank wie eine Tanne und kräftig wie ein Eichbaum . . . Du sollst ein Fähnlein tragen."

Hans Kirchheimer errötete vor Stolz und Freude, denn das war eine Auszeichnung, die nur dem Tüchtigsten zu teil wurde.

„Freue dich nicht zu stark," fuhr der Feldhauptmann fort, „denn das Fähnlein, das du vierhundert Knechten vorantragen sollst, wird

dir nur unter der Bedingung gegeben, daß du gelobst: Leib und Leben für dasselbe zu lassen.

Wird dir die rechte Hand, mit der du es hältst, abgeschlagen, so nimm es in die linke, und wird auch diese dir geschädigt, so halte das Fähnlein mit den Zähnen fest. Und wenn du kein Glied mehr hast, mit dem du es festhalten kannst, so wickle dich in seine Falten und überlasse es nur mit deinem Leben dem Feinde."

Hans Kirchheimer hob die Hand zum Schwur und erwiderte mit leuchtenden Augen:

„Ich gelobe, daß ich das Fähnlein nicht aus den Händen und für dasselbe Leib und Leben lassen werde!"

Nachdem der Haufe angeworben und in die Musterrolle aufgenommen worden, zog er mit den Reihen durch die Pforte der Spieße und jeder empfing dann vom Säckelmeister eine Handvoll Goldmünzen auf den „Lauf", um sich Gewand und Waffen zu kaufen; sobald die Reihen sich gelöst, wanderten die meisten in die Stadt Überlingen, wo viele Krämer und Waffenschmiede hausten, die alles feil boten, was zur Ausrüstung eines Landsknechtes gehörte.

Am anderen Tag, als sich die Haufen zu Fähnlein und Scharen, Regimenter genannt, sammelten, boten die Landsknechte ein gar buntes und seltsames Bild; denn jeder ging anders gekleidet als sein Nebenmann. Während dieser in Pluderhosen, geschlitztem, mit Puffen

geziertem Wamse und Federbarett einherstolzierte, trug jener einen enganschließenden Lendner, den Leibrock, Reitstiefel, die bis über die Kniee reichten, und einen Eisenhut, und ein dritter war mit Brustharnisch, Beinschienen, Halskragen und geschlossenem Helm ausgerüstet. Da gab es Federspieße, Morgensterne, Fausthämmer, lange und kurze Schwerter, Flamberge, zweischneidige Schwerter, und Degen aller Art, die sie quer über Bauch oder Gesäß trugen.

Auch Hans Kirchheimer hatte sich stattlich gekleidet, indem er ein Wams mit Puffärmeln, bauschige Beinkleider, die nur von den Hüften bis zu den Knieen reichten, und enganliegende Lederstrümpfe trug; die Füße steckten in breiten, geschlitzten Schuhen aus derbem Leder; den Kopf bedeckte eine Haube und darüber saß ein Filzhut von roter Farbe, dessen breite Krämpen aufgebogen und mit lang herabwallenden Federn geschmückt war.

Sobald die Landsknechte auf den Ruf des Georg von Frundsberg zum zweiten Male sich auf dem Blachfelde versammelten, schlugen sie ein Lager auf, das sie nicht mehr verlassen durften. Sie bauten Zelte und stellten Wachen aus, während der Profoß und seine Gehilfen, die Stockmeister, für strenge Manneszucht sorgten; das Würfelspiel um Waffen, Zweikampf, Fluchen und vor allem ein Einbruch in den benachbarten Gehöften, um Geflügel oder Vorräte

zu stehlen, waren bei peinlicher Strafe verboten. Jeder Landsknecht trug das Feldzeichen des Kaisers, ein Stück weißes Tuch, in dessen Mitte ein rotes Kreuz genäht war, auf Kleid oder Harnisch.

Hans Kirchheimer war froher Dinge und erwartete in fieberhafter Ungeduld den Tag, wo Kaiser Maximilian im Lager erscheinen würde, denn er hatte ihn, den er als einen der ersten Helden der Welt verehrte, noch niemals gesehen.

Das Pfingstfest war gekommen und das schöne Wetter sowohl, als das lustige Getriebe unter den Landsknechten lockte viele Junker und Bürger der Stadt Überlingen ins Lager hinaus. Unter den ersteren befanden sich einige Patriziersöhne, welche, als sie die buntfarbigen Trachten der kaiserlichen Söldner sahen, darüber spotteten.

Da gab es mancherlei Reden und Gegenreden, bis endlich Junker Kurt Waiblingen ausrief:

„Es ziemt sich nicht mit fahrenden Gesellen, die weder ehrlicher Leute Kind sind, noch eine Heimat haben, zu streiten!"

Bei diesen Worten sprang Hans Kirchheimer auf den Junker los und schrie, während die Röte des Zornes über sein Antlitz lohte:

„Ihr habt uns beschimpft, Junker! Wenn wir auch arm sind, so bleibt uns doch das Andenken unserer Eltern lieb und heilig!"

„Das nenne ich geprahlt!" gab der Waiblinger höhnend zur Antwort. „Große Worte und Federn gehen viel auf ein Pfund!"

„Wenn der Sack voll ist, reckt er die Ohren," unterbrach ihn Hans Kirchheimer. „Ich dulde nicht, daß Ihr uns Landsknechte schmäht. Wir stehen im Dienste des Kaisers."

„Ihr wollt gewiß seine Leibwache bilden," fuhr der Junker unter dem Gelächter seiner Genossen fort. „Er wird sich schämen, an euerer Spitze in die Stadt einzuziehen, wie er es versprochen hat. Kein ehrlicher Mensch läßt sich als Landsknecht anwerben!"

Er hatte die letzten Worte kaum gesprochen, da packte ihn Hans Kirchheimer an der Kehle und schleuderte ihn mit kräftigem Ruck zu Boden.

Die Begleiter des Junkers zogen ihre Schwerter und setzten sich zur Wehr, aber auch die Landsknechte, welche Zeugen des Zwistes gewesen, griffen zu den Waffen. In dem Augenblicke, wo die Wutentbrannten ihre Klingen kreuzten und Schwerthiebe von beiden Seiten sausten, sprengte eine Reiterschar durch die Lagergasse und der Führer derselben zügelte, als er das Handgemenge bemerkte, sein Roß.

Aus der Menge der Landsknechte und des Stadtvolkes, die in dichten Haufen umher standen, ertönte der Ruf:

„Heil unserem glorreichen Kaiser Maximilian!"

Alles blickte auf die Reiter und auch die Kämpfenden senkten für einige Augenblicke ihre Waffen.

„Ihr bereitet euerem obersten Feldherrn einen bösen Empfang," sprach der Kaiser im zornigen Tone und lenkte sein Roß zur Stelle, wo Hans Kirchheimer stand. Seine Blicke ruhten lange auf dem wohlgestalteten Jüngling und sagte dann zu ihm: „Wer hat den Streit begonnen? Berichte mir alles."

Hans Kirchheimer trat in gerader Haltung vor den Kaiser, blickte ihn aus seinen großen blauen Augen treuherzig an und erwiderte:

„Die Junker nannten uns Landsknechte unehrliche Gesellen ... Wegen dieses Schimpfes habe ich den Rädelsführer gezüchtigt."

Kaiser Maximilian rief im flammenden Zorn:

„Ihr Junker, hütet euere Zungen und haltet meine frommen Landsknechte in Ehren. Sie sind keine Böcke;*) die finden sich nur unter euerer Sippe!"

Dann fuhr er zu Hans gewendet fort:

„Wie heißt du?"

„Hans Kirchheimer ist mein Name, kaiserlicher Herr."

---

*) Böcke hießen die im Lande herumstreichenden Ritterbürtigen, die teils vom Bettel und teils vom Raub lebten.

„Kirchheimer!“ entgegnete der Kaiser und versank in Nachdenken. „Kirchheimer war ja auch der Name des Mannes, der vor vierunddreißig Jahren meine Mutter und mich vor den aufrührerischen Wienern gerettet hat!“

„Der war mein Vater!“ rief Hans aus.

„Lebt er noch und wie seid ihr nach Schwaben gekommen?“ unterbrach ihn der Kaiser. „Sprich, denn ich muß alles wissen, was mein lieber Kirchheimer erlebt hat.“

„Es soll geschehen,“ erwiderte Hans und erzählte, daß sein Vater sich nach dem Einzuge des Herzogs Albrecht aus Wien flüchten mußte, da dieser trotz Friedensschluß und Aussöhnung alle Bewohner, welche dem Kaiser treu blieben, verfolgte. Ja, einige Bürger, welche Freunde des Wolf Holzer waren, trachteten ihm sogar nach dem Leben. Was blieb ihm übrig, als auszuwandern. Am Bodensee wohnte ein Verwandter, der Gehöfte und Land besaß, und zu dem flüchtete er sich mit seiner Ehefrau. Sie blieben seitdem im einsamen Dorfe, das in der Nähe der Stadt Überlingen lag, und hier kam auch ihr einziges Kind Hans zur Welt.

„Eines Tages zog mein Vater in die Schweiz hinüber, um Vieh zu kaufen, und geriet mit einem Bürger der Stadt Frauenfeld, der ihm ein krankes Stück untergeschoben hatte, in Streit: „Ich werde eueren Betrug dem Rat anzeigen,“ rief er, „als sie sich trennten.“ Wäh-

rend der Nacht aber drangen die Knechte dieses Bürgers in die Herberge ein, wo mein Vater schlief," so schloß Hans seine Erzählung, „und schleppten ihn gebunden in das Haus ihres Herrn, wo sie ihn in ein Kellergelaß sperrten. Nachdem meine arme Mutter Wochen um Wochen die Rückkehr des Vaters vergeblich erwartete, kam sie nach Frauenfeld, im Thurgauischen, und hielt überall Nachfrage, bis sie die Spur des Gesuchten entdeckte. Der Rat von Frauenfeld ließ den Bürger in Ketten legen, mein armer Vater aber war im ewigen Dunkel seines Gefängnisses erblindet und siechte, nachdem ihn die Mutter auf einem Karren heimgebracht, hin, so daß er bald darauf starb."

„Armes Kind," rief der Kaiser gerührt aus. „Warum bist du nicht bei deiner Mutter geblieben, um sie zu trösten?"

„Es hat mir viele Mühe gekostet, daß sie mich in den Krieg ziehen ließ," erwiderte Hans. „Ich habe geschworen, meinen Vater an den Schweizern zu rächen!"

Der Kaiser beugte sich aus dem Sattel, legte seine Hand dem Hans auf die Schulter und sagte:

„Dazu wirst du bald Gelegenheit haben. Halte dich tapfer und bleib' ein frommer Landsknecht. Ich werde dich nicht vergessen."

Nach diesen Worten stieg er vom Roß und befahl den Landsknechten, die ringsum standen.

„Schließt die Reihen!“

Nachdem dies geschehen war, ergriff er einen fünf Meter langen Spieß und stellte sich an die Spitze der Landsknechte. Voraus schritten die Trommler, deren mit Kalbfellen überspannte Trommeln die Größe von Weinfässern hatten, und die Pfeifer und in deren Mitte trug Hans Kirchheimer das Fähnlein; dieses bestand aus einem Stück Fahnentuche auf hoher Stange, daß so groß und weit war, daß sich ein Mann darin einwickeln konnte. Es zeigte den Doppeladler, der in seinen gelben Fängen Reichsschwert und Reichsapfel hielt.

Wenige Schritte hinter dem Kaiser gingen Eitel Friedrich Graf von Zollern und der kaiserliche Feldhauptmann Hohenberg, ebenfalls als Landsknechte gewappnet, und der Zug nahm die Richtung nach der Stadt Überlingen.

Wie staunten die Ratsmänner und Patrizier, welche den Kaiser in festlichen Kleidern am Stadtthor erwarteten, ihn in Begleitung der viel geschmähten Landsknechte erblickten.

„Ich erscheine an der Spitze meiner frommen Landsknechte,“ sagte der Kaiser, „und will, daß ihr sie in Ehren haltet.“

Als er sah, daß die Blicke der reichen Kaufherren und der Junker noch immer mit teils verächtlichem und teils spöttischem Ausdrucke auf seiner Schar ruhten, fragte er den greisen Peter

Frank, der in Überlingen das größte Ansehen genoß:

„Was mißfällt Euch denn an meinen Landsknechten?“

Dieser erwiderte freimütig:

„Sie sind ein unchristliches und verlorenes Volk, das Hauen, Stechen und Plündern als ein Handwerk betrachtet. Es verlangt den Krieg und trauert, wenn Friede geworden. Sobald einer einmal den Spieß der Landsknechte getragen, will er keine Arbeit mehr thun!“

„Ihr täuscht Euch, lieber Peter Frank,“ unterbrach ihn der Kaiser ... „Unkraut wächst in jedem Garten. Ich habe befohlen, daß strenge Zucht unter ihnen gehalten werde und das Plündern ist bei Todesstrafe verpönt. Schaut Euch meine Gesellen nur einmal an, ob sie einem verlorenen Volke gleichen?“ Er wies bei den letzten Worten auf Hans Kirchheimer, der in seiner kräftigen Gestalt, guten, kleidsamen Tracht und besonders durch den offenen Ausdruck seines Gesichtes, auf dem das Rot der Gesundheit lag, das Bild eines hübschen, wohlgesitteten Jünglings bot.

„Welch tolle Kleiderpracht tragen die Landsknechte zur Schau,“ fuhr der Kaufherr fort. „Sie brüsten sich wie Pfauen in ihren geflickten Wämsern aus Seide und Sammet.“

„Ach, was närrisch Bekümmernis ist das,“ brauste Kaiser Maximilian auf. „Gönnet doch

den Landsknechten für ihr Leben, dessen Endschaft sie stündlich erwarten müssen, ein wenig Freud' und Ergötzlichkeit!"

Er wandte unmutig den Bürgern den Rücken und zog mit seiner Schar, während er nach Art der Landsknechte den Spieß auf der Schulter trug, in die Stadt ein, wo er sie in der für ihn bereiteten Herberge bewirten ließ.

Nachdem sie sich mit Fleisch und Bier gestärkt hatten, sprach der Kaiser:

„Zeigt euch der hohen Gunst, die ich euch heute erwiesen habe, wert. Bleibt stets die frommen Landsknechte und fechtet, wie ihr es gelobt, tapfer für Kaiser und Reich."

„Das geloben wir!" schrieen alle und hoben ihre Waffen in die Lüfte. „Heil unserem Kaiser Maximilian!"

Keiner aber rief dieses begeisterter und meinte das Gelöbnis ehrlicher als der Fähnrich Hans Kirchheimer.

Als am anderen Morgen die Landsknechte ihr Lager abbrachen, um nach der Schweiz zu ziehen, stimmte er aus vollem Herzen in ihren Sang ein:

„Uns Landsknechten allen
Thät' der Krieg gefallen!
Ein jeder in der Fehd'
Treu zum Fähnlein steht!
Preist nach Sieg und Schlacht
Gott und seine Macht!" —

Kaiser Maximilian war nach Augsburg zurückgekehrt, wo er Hoflager hielt, und dort erschienen im Januar des Jahres 1499 drei Abgesandte der Eidgenossen.

„Wir erheben Klage gegen den Landeshauptmann von Tirol Leonard von Böls, der mit einer Schar kaiserlicher Söldner die Gotteshausleute im Münsterthal, in Graubündten, überfallen hat," begann der Führer.

„Die Gotteshausleute, welche unter dem Schutze des Bischofs von Chur stehen," unterbrach ihn der Kaiser, „weigerten sich, meine Reichsgewalt anzuerkennen und mußten darum zum Gehorsam gezwungen werden."

„Die Schweizer sind freie Männer, welche nicht unter der Herrschaft Österreichs stehen wollen," erwiderte der Führer trotzig. „Die Anerkennung des Kaisers als unseres Landesherrn hieße — habsburgisch werden. Eher mit den Waffen in der Hand sterben, als — Unterwerfung!"

Kaiser Maximilian sprang vom Thronsessel auf und rief im flammenden Zorn:

„Ihr Schweizer seid Verräter an Kaiser und Reich! Freie Männer wollt ihr sein und vermietet euere wehrtüchtigen Söhne als Kriegsknechte an den König von Frankreich!"

„Der französische König ist uns wohlgesinnt und hat den Eidgenossen beigestanden, als Herzog Karl von Burgund sie befehdete."

„Nicht Vaterlandsliebe, sondern nur Habsucht trieb euch nach Welschland hinüber!“ fuhr der Kaiser fort. „Schande über euch, Krämerseelen! Ihr täuscht mich nicht durch hochtrabende Reden, denn ich kenne den Ausruf, den die Ratsmänner in Zürich gethan haben: Unsere Jünglinge werden demjenigen Fürsten Waffendienste leisten, der sich bereit erklärt, den höchsten Sold zu bezahlen! Da der Kaiser ein Knicker ist, so halten wir Schweizer zu Frankreich. So sprachen freie Männer!“

Die Abgesandten verstummten und sannen lang auf eine Antwort.

Endlich sprach ihr Führer: „Wir fordern im Namen unserer Landsleute Sühne für das, was die Tiroler im Münsterthal verübt haben! Ihr Einbruch in Graubündten darf nicht ungestraft bleiben. Entweder seid Ihr, kaiserlicher Herr, der Rächer oder wir selbst müssen . . .“

„Was, ihr droht mir!“ rief der Kaiser. „Ich werde euch Schweizer zu zwingen wissen und der erste sein, der euch in euerem Lande aufsucht.“

Dann wandte er den Abgesandten den Rücken und würdigte sie weder eines Wortes noch eines Blickes mehr.

Diese kehrten unter wilden Drohungen heim, und wenige Wochen später brach der — Schweizerkrieg los.

Ehe noch Georg von Frundsberg seine

Landsknechte in das Feindesland geführt, fielen die Eidgenossen, welche alle Wege und Alpenübergänge kannten, über die Scharen, welche von Tirol eindrangen, her und vernichteten sie. So geschah es auf der Malser Heide, einer Wiese auf der Höhe zwischen Glurns und Mals, wo der Etschfluß entspringt; dort geriet der stählerne Haufen in einen Hinterhalt. Die Eidgenossen, auch Bündner genannt, erstiegen den Schlangenberg, der im Rücken der Tiroler lag, und fielen diese an. Mit dem Rufe: „Heute oder nimmer wirst du frei, mein Bündnerland!“ stürzte sich der Führer Hubert Lemnius in den stählernen Haufen, der, überrascht und verwirrt, sich nur schwach zur Wehr setzte.

Fünf Stunden lang dauerte das Gemetzel, in welchem fast alle Tiroler getötet wurden.

Die Nachricht von dieser Niederlage drang bis zum Feldhauptmann Georg von Frundsberg, und er rief wutentbrannt:

„Liebe Landsknechte! Zeigt, daß ihr tapfere Herzen und kräftige Fäuste habt. Wir wollen den Eidgenossen deutsche Hiebe zu kosten geben!“

Unter dem Jubel der Söldner setzte sich der Haufe in Bewegung und verfolgte die Eidgenossen, welche tiefer nach Tirol vorgedrungen waren. Dort, am Arlberge, hatte Ulrich von Habsberg, der Feldhauptmann der Tiroler Söldner, eine starke Schanze aus Wehren, Verhauen und Hagen, hinter denen Geschütze

standen, bauen lassen; ein Engpaß, der am Fuße des Böscherwaldes lag, versperrte den Eingang in das Thal, so daß sich die Besatzung der Schanze in fester, ja uneinnehmbarer Stellung glaubte. Während diese durch 2000 Scharfschützen aus dem Etschlande verteidigt wurde, stellte Ulrich von Habsberg vier Fähnlein, die aus 8000 Kriegsknechten bestanden, in der Wiese auf, welche vor dem Paß lag. Während die links von demselben hoch aufragende Seite des Böscherwaldes mit Söldnern besetzt war, blieb die rechte ungedeckt. Und dieses Versäumnis sollte für die Tiroler verhängnisvoll werden.

Heiny Wollrab, der das Kriegshandwerk in Welschland erlernt und die Eidgenossen anführte, sandte 2000 seiner tapfersten Leute auf die Höhe des Böscherwaldes, den sie auf versteckten Pfaden erkletterten. Als Zeichen, daß sie den Gipfel erreicht, sollten sie einen Heuhaufen anzünden. Sobald dieser aufflammte und sein Schein im Thale sichtbar war, stürzten sich die Eidgenossen auf die Tiroler Söldner.

Heiny Wollrab, welcher allen voran lief, sagte zu den Seinigen: „Wartet, bis die Feinde ihre Büchsen abgeschossen haben!“

Sie befolgten seinen Rat und warfen sich in dem Augenblicke, wo die Fußknechte des Ulrich von Habsberg ihre Feuerwaffen abfeuerten, zu Boden; ehe aber der Pulverdampf noch

verweht war, sprangen sie wieder auf und gingen ihnen zu Leib.

Ihr Anprall war so mächtig, daß die Tiroler ins Weichen kamen und sich zur Schanze flüchteten, wo die Scharfschützen ihnen Hilfe leisteten.

Während nun die Eidgenossen den kürzeren zogen und wieder auf die Wiese hinaus flüchteten, wurden sie von den Scharfschützen, die in der Hitze des Kampfes die Schanze verließen, verfolgt. Diese Gelegenheit, welche Heiny Wollrab listig herbeigeführt, benützten die Schweizer, welche im Dickicht des Böscherwaldes versteckt lagen, rannten in das Thal, drangen in die Schanze ein und fielen den Tirolern in den Rücken. Diejenigen, welche die unverteidigte Schanze eroberten, feuerten die Geschütze ab, deren Kugeln Hunderte Tiroler töteten und verwundeten, während ihre Waffengefährten alles niederstießen, was vor ihre Schwerter kam.

Nach einem achtstündigen Kampfe lagen 5000 Tiroler tot und verwundet im Felde und acht Geschütze nebst Pulvervorräten und vielen Waffen wurden eine Beute der Sieger.

Die Landsknechte waren nur wenige Stunden von der Schanze entfernt und eilten, sobald sie von dem Überfalle gehört hatten, im Laufschritt herbei; sie kamen aber zu spät. Die Tiroler irrten zerstreut in Wald und Berg um-

her und die Eidgenossen hielten sich hinter der Schanze verborgen.

Kaiser Maximilian reiste, nachdem er die Niederlage seiner tapferen Tiroler erfahren hatte, durch das Oberinnthal und die Engpässe des Arlberges nach der blutgetränkten Walstatt und vergoß Thränen, als er die Tausende von Leichen erblickte.

Auf dem Zuge durch das Latscherthal begegnete er einer Schar von 400 Kindern, die, in Lumpen gehüllt und bis zu Gerippen abgemagert, jämmerlich um Brot schrieen. Da niemand ihren Hunger stillte, denn nur zwei alte Frauen gingen mit ihnen, warfen sie sich auf die Wiese nieder, wühlten in der Erde, um Wurzeln und Kräuter zu finden, und verschlangen alles, was ihnen unter die Finger kam, gierig.

„Sehet, kaiserlicher Herr, wohin uns der Krieg treibt," schrie eine der Frauen, als sie den Kaiser erblickte. „Für diese Kinder wäre es besser, wenn sie nicht geboren worden. Ihre Eltern liegen erschlagen und die Stätten sind in Brand gesteckt worden!"

Kaiser Maximilian erwiderte:

„Klagt nicht mich und meine Söldner an, sondern euere Landsleute, die den Aufruhr angezettelt und mich zum Krieg gezwungen haben . . . Ich werde für die Kleinen sorgen."

Auf seinen Befehl wurden aus den Vor-

räten, die seine Leibwache mit sich führte, Brot, Fleisch und auch Kleidungsstücke unter die armen Kinder verteilt und Kunz von der Rosen bat den Kaiser: „Gestattet, daß ich die Waisen in das Kloster Münsterthal, das leer steht, geleite und dort ihnen ein Obdach bereite.“

„Thue das,“ erwiderte Maximilian, „und spare weder Geld noch Arbeit. Ich betrachte diese Kleinen als Schützlinge, die mir der Himmel anvertraut hat.“

So geschah es auch. Während der Kaiser mit seinen Reisigen gegen Konstanz zog, führte sein lustiger Rat die Kinderschar nach dem Münsterthal, wo sie eine neue Heimat fanden.

Auf dem Blachfelde vor der Stadt Konstanz wurde Kaiser Maximilian von den Landsknechten erwartet und seine erste Frage war:

„Wo sind die Ritter und Reisigen des Schwäbischen Bundes geblieben, die mir Heeresfolge leisten sollen?“

Paulus von Absberg sagte: „Die Bündischen haben keine Lust, sich mit den Schweizern zu schlagen, denn es sitzt ihnen die Niederlage der Burgunderherzogs Karl bei Murten in der Erinnerung!“

„Laßt die Trompeter zum Angriff blasen!“ rief der Kaiser.

In diesem Augenblicke sprengte Herzog Albrecht von Sachsen heran und sagte:

„Die Ritter des Schwäbischen Bundes

haben sich nach Konstanz zurückgezogen. Es ist tollkühn den dreimal stärkern Feind, der hinter den Schanzen von Schwaderloch liegt, anzugreifen!"

„Dann werde ich mit meinen Scharfschützen und Lanzknechten den Kampf aufnehmen!" rief der Kaiser zornig, und wandte ihm den Rücken.

Er befahl dann Georg von Frundsberg: „Verbirg' deine Landsknechte in dem Gehölz, das zu beiden Seiten des Feldes grünt, und wartet, bis ich dreimal ins Jagdhorn stoße und euch wieder ins Feld rufe."

Es geschah das, was der Kaiser anordnete; die Landsknechte löſten ihre Reihen und zogen sich in den Wald zurück, dann befahl der Kaiser den Scharfschützen: „Greift die Schweizer an und wartet, bis sie aus der Verschanzung hervorbrechen . . . Das weitere werde ich euch später sagen."

Er trug einen grünen Rock, Strümpfe von derselben Farbe, Armbrust und ein kurzes Schwert im Gurt, sein Haupt bedeckte ein grüner, breitkrämpiger Hut.

Die Schweizer, welche von den Höhen ins Thal spähten, ahnten nicht, daß der Mann, den sie den grünen Jäger nannten, der Kaiser sei.

Dieser bestieg einen im Blachfelde aufragenden Felsblock, von wo aus er sowohl die Schanze am Schwaderloch, als auch die Seini-

gen sehen konnte, und gab das Zeichen zum Angriff.

Die Scharfschützen aus Tirol näherten sich in geschlossenen Reihen dem Verhaue und sandten einen Hagel von Bolzen auf die Schweizer, von denen viele getroffen und tödlich verwundet wurden, die übrigen gerieten in Wut und verließen ihre gedeckte Stellung, um die Kaiserlichen, wie sie drohend riefen, niederzumetzeln. Diese aber kehrten auf den Befehl des Kaisers: „Weichet zurück!“ auf das Blachfeld zurück und gebärdeten sich wie Flüchtlinge.

Die Eidgenossen stürzten ihnen mit dem Geschrei: „Wir haben gesiegt!“ nach, und die Flucht der Kaiserlichen dauerte so lange, bis sie zur Wiese kamen, an deren Saum das Gehölz lag. Jetzt stieß Kaiser Maximilian dreimal in sein Jagdhorn und der Klang desselben drang weit in den Wald.

Während die Scharfschützen dem Ansturm der Schweizer ausweichend wieder gegen das Schwaderloch zogen und dadurch den Schweizern in den Rücken fielen, erschienen die Landsknechte im Felde.

Die Trommler schlugen ihre Kalbfelle, die Pfeifer spielten kriegerische Weisen und alle bereiteten sich zum Angriffe. Ehe sie die Spieße vorstreckten und die Fähnlein flattern ließen, knieten alle nieder und jeder füllte seine Faust mit Sand, den er dann hinter sich warf. Das

war ihre Andacht, die sinnbildlich sagte: „Wie diese Hand sich des Staubes, so entledigen wir uns aller Sünden.“

Dann schlossen sie ihre Reihen und schritten, einen Wald von Lanzen bildend, vorwärts.

An der Spitze ging das „erste Blatt“, der „verlorene Haufe“, den das Los dazu bestimmt hatte, denn er wurde meist beim Ansturm aufgerieben und getötet; dann drückte der „helle Haufe“ mit vorgestreckten Lanzen und eng aneinander geschränkt nach; er bildete ein geschlossenes Viereck, dessen Außenseite, die dem Feinde am nächsten war, der „Igel“ hieß. In der Mitte schwangen die Fähnriche ihre Banner, und den Schluß machte das „letzte Blatt“, es waren dies drei Reihen erprobter Krieger, welche Doppelsold empfingen und gewöhnlich den Sieg entschieden.

Die drei Haufen machten immer drei Schritte vorwärts und hielten dann still, bis fünf dumpfe Trommelschläge ertönten, dann ging es wieder vorwärts . . .

Bei dem Anblick dieser Schar, welche die Schweizer in dieser Ausrüstung, Stärke und festgefügten Ordnung noch niemals gesehen hatten, sank ihnen der Mut und sie blieben plötzlich stehen; die Landsknechte aber brandeten wie eine riesige Meereswoge heran und vernichteten alles, was ihnen sich in den Weg stellte. Bald lag die Hälfte der Feinde von

Lanzenstichen durchbohrt oder durch Schwerthiebe verwundet am Boden und die übrigen flohen in die Berge. Am Eingange aber in die Thalschlucht, wo das Schwaderloch lag, gerieten sie unter die Tiroler Scharfschützen, und diese gaben so gute Schüsse ab, daß kein Bolzen sein Ziel verfehlte. Nach einem dreistündigen Kampfe war das Heer der Schweizer vernichtet und in die Flucht gejagt.

Kaiser Maximilian bestieg sein Roß und ritt in die Stadt Konstanz, an deren Thor die Ritter vom Schwäbischen Bund ihn erwarteten.

Er wehrte, als sie ihm huldigen wollten, dies ab, zog den Handschuh von seiner rechten Hand und warf ihn den Herren vor die Füße.

„Es war nicht gut," sagte er finster blickend und mit einer Stimme, aus der Zorn und Verachtung klangen. — „Es war nicht recht —, Schweizer mit — Schweizern zu bekämpfen."

Dann wandte er sein Roß und sprengte zu den Landsknechten, die über das Blachfeld zogen.

„Ich danke euch, meine Tapferen!" rief er mit weithin tönender Stimme. „Ihr habt die Niederlagen der Tiroler gerächt und den Schweizern gezeigt, daß wir Deutsche uns nicht ungestraft verhöhnen lassen!"

Dann lenkte er das Pferd zur Stelle, wo der Fähnrich Hans Kirchheimer stand und sprach:

„Du hast deinen ersten Waffengang ehren-

voll bestanden! Kehre aber zu deiner Mutter heim und tröste sie. Bleibe so lange bei ihr, bis ich wieder meine Landsknechte ins Feld rufe."

Nach diesen Worten wandte er sich zum Feldhauptmann und sagte:

„Der Fähnrich Hans Kirchheimer ist mein Schützling. Entlaßt ihn sofort aus dem Dienste und zahlt ihm hundert Goldgulden als Sold. Mein Säckelmeister wird Euch alles wieder erstatten."

Nachdem der Kaiser das Schlachtfeld verlassen hatte, bestieg er ein Schiff, das segelfertig im Hafen lag, und fuhr nach Lindau, wo er Herberge nahm; dort empfing er die Kunde, daß Graf Heinrich von Fürstenberg, der ein Heer von Söldnern aus den deutschen Reichsstädten anführte, zwischen Dorneck und Rheinach von den Bündnern aus Bern und Solothurn überfallen und geschlagen worden sei. Hunderte von Rittern und über 2000 Reisige wie Fußknechte fielen und der Feind eroberte zwanzig Geschütze.

Maximilian schloß sich aus Trauer einen Tag lang in sein Gelaß ein, wollte niemand, selbst seinen treuen Rat Kunz von der Rosen nicht, sehen und vergoß Thränen.

„Die Schweiz ist für Deutschland verloren!" rief er aus, als er wieder unter seinem Gefolge erschien.

Seine Vorhersagung ging in Erfüllung, denn im Baseler Frieden, der am 22. September 1499 abgeschlossen wurde, erlangten die Eidgenossen ihre Unabhängigkeit, die sie bis zur Stunde besitzen. —

Nach diesem Kriegszuge kehrte Kaiser Maximilian in sein Hoflager nach Augsburg zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Der Krieg „Kehrab".

Im Herbste des Jahres 1504 erschienen die Herzöge Albrecht und Wolfgang von Bayern im Hoflager zu Augsburg und klagten:

„Unser Vetter Herzog Georg von Bayern-Landshut, der den Beinamen: der Reiche führte, ist plötzlich gestorben. In der Stunde, wo er die Augen für immer schloß, drang Pfalzgraf Ruprecht, der Ehemann seiner Tochter Elisabeth, in das Land ein, besetzte die Schlösser Landshut und Burghausen und zwang die Bewohner, ihm als Landesherrn zu huldigen!"

„Das war ein Kronenraub," unterbrach der Kaiser, „denn das Recht der Belehnung steht mir allein zu. Was verlangt ihr, das geschehen soll?"

„Fordert den Pfalzgrafen Ruprecht vor einen Reichstag und entscheidet, wem die Herrschaft über Bayern-Landshut zufallen soll!" erwiderte Herzog Albrecht.

„Euere Sache ist eine gerechte," rief der Kaiser, „und darum stehe ich zu euch!"

Nach wenigen Tagen erging an Ruprecht von der Pfalz die Ladung, vor dem Kaiser zu erscheinen und den Schiedsspruch desselben zu hören. Er folgte diesem Rufe und brachte alle Gründe und Beweise vor, die sein Recht auf den Herzoghut Bayerns bekräftigen sollten. Ein Gleiches thaten auch die beiden Brüder Albrecht und Wolfgang.

Nach langem Prüfen entschied der Kaiser, daß das Land zwischen der Donau und dem Lechflusse an die Herzöge, und jenes, welches nördlich der Donau lag, dem Pfalzgrafen zufallen sollte.

Der letztere rief, als er diesen Schiedsspruch vernommen hatte, zornig aus:

„Ich habe das bessere Recht und auch das schärfere Schwert, darum will ich von einer Teilung des Erbes, das mein Schwiegervater hinterlassen hat, nichts wissen. Die Waffen mögen entscheiden!"

„Wollt Ihr einen Krieg heraufbeschwören, in welchem Brüder gegen Brüder streiten werden," sprach der Kaiser. „Warum sollen Tausende wegen Euerer Habsucht in die Grube sinken! Bedenkt dies als Christ und deutscher Fürst."

Ruprecht von der Pfalz aber achtete nicht auf die Worte des Kaisers, sondern floh heimlich aus Augsburg. Jetzt erging durch ganz Bayern der Kriegsruf und in Städten, Burgen,

Dörfern und Weilern rüsteten sich Ritter und Reisige, um unter der Fahne des Pfalzgrafen oder unter denen der beiden Herzöge zu kämpfen.

Ruprecht besaß im Turm zu Burghausen einen Schatz an Gold und Silber, den er von Georg dem Reichen geerbt hatte, und benützte ihn, um in Österreich und Böhmen Söldner anzuwerben; so stand er bald an der Spitze eines Heeres, das wehrtüchtiger und zahlreicher war, als das seiner Gegner.

Während der Bischof von Würzburg, der Landgraf von Leuchtenberg und der Graf von Henneberg auf seiner Seite waren, schlossen die Bayernherzöge ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Schwäbischen Bunde; außerdem wurden sie von Herzog Ulrich zu Württemberg, dem Landgrafen Wilhelm zu Hessen, dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg und der Bürgerschaft von Nürnberg mit Geld und Reisigen unterstützt.

Der Pfalzgraf lebte, während das ganze Land sich rüstete, in Freuden zu Landshut und veranstaltete Festlichkeiten, Turniere und Schaugepränge, bei denen er, seine Gemahlin und das ganze Gefolge in goldenen Rüstungen, kostbaren Gewändern, die mit Edelsteinen, Perlen und feinem Pelzwerk geziert waren, erschienen.

Während eines Trinkgelages wurde die Thür des Saales plötzlich geöffnet und an der Schwelle erschien ein Ritter, der das kaiserliche

Reichswappen an der Brust seines Waffenrockes eingesteckt trug.

Er verneigte sich vor dem Pfalzgrafen und las mit feierlicher Stimme aus einem Pergamentblatte:

„Im Namen des Kaisers, unseres glorreichen Herrn! Das Reichsgericht hat über dich, Ruprecht von der Pfalz, wegen Landfriedensbruchs, Anmaßung eines Reichslehens und Verachtung der kaiserlichen Befehle die Acht verhängt.

Es nimmt deinen Leib und dein Gut aus dem Frieden und thut sie in Unfrieden. Es kündet dich ehrlos und rechtlos und erklärt alle Lehen, die du hast, ihres Herrn ledig und los; es überliefert dich den Vögeln in der Luft, den Tieren in den Wäldern und den Fischen in den Gewässern, und jedermann preis, also daß niemand an dir frevelt, der dich angreift."

Nach diesen Worten zerbrach er einen weißen Stab, den er in der Hand trug, und warf ihn dem Geächteten vor die Füße.

Dieser wütete vor Zorn und befahl: „Bindet den frechen Eindringling und werft ihn in das Burgverließ."

Schon sprangen die Dienstmannen herbei, da flüsterte Wilwolt von Schaumburg, der Feldhauptmann des Pfalzgrafen, dem Erzürnten zu:

„Vergeßt nicht, daß ein Bote des Kaisers gegen jede Unbill gefeit ist!"

„Ihr habt ein gutes Wort gesagt,“ erwiderte der Pfalzgraf. „Die Wut hat mich übermannt, daß ich die Schmach, welche Kaiser und Reichsgericht mir zugefügt, an einem Schuldlosen rächen wollte.“

Er lud den kaiserlichen Herold ein: „Folgt mir nach dem Söller der Burg.“

Als beide dort standen und in das Land hinabschauten, das sich stundenlang zwischen Buschwerk ausdehnte, erblickten sie Scharen von Söldnern in fremdartiger Tracht und Rüstung, welche sich in Schlachtordnung aufgestellt hatten.

An ihrer Spitze hielt die Pfalzgräfin Elisabeth zu Roß, sie trug Stiefel mit Sporen, Brustharnisch und einen Helm, von dem blauweiße Federn wehten; in der Hand schwang sie einen Streitkolben.

„Vor meinen Mannen,“ sagte Ruprecht zu dem Ritter, „werden weder die Landsknechte des Kaisers, noch die Reisigen der Bayernherzöge und des Schwäbischen Bundes standhalten. Es sind 30,000 wehrtüchtige Söldner, die schon viele Kriegszüge in Österreich, Italien und Frankreich gemacht haben. Meldet das, was Ihr gesehen habt, im Hoflager des Kaisers.“

In seinem Übermut ließ der Pfalzgraf eine Münze prägen, auf welcher zwei Knaben, die Gesichtszüge der beiden Herzöge tragend, einem Löwen den Rachen zu öffnen versuchten

und auf der anderen Seite stand der Spottvers geschrieben:

Bund, halt stark und brich' nit.
Römischer Kaiser, du bist es nit,
Albrecht hat in den Taschen nit,
Brandenburg vermag es nit.
Ich will bleiben Pfalzgraf am Rhein,
Und widerstehen all'n Feinden mein.
Der ganze Bund steht wider mich,
Dawider streit' ich ritterlich,
Böheim nehm' zum Gehilfen ich,
Pfalzgraf Ruprecht, das bleibe ich!

Am 1. Mai des Jahres 1405 fielen die Söldner des Pfalzgrafen wie ein Rudel Wölfe in das blühende Bayernland ein und verwandelten es, wohin sie kamen, in eine Wüste voll Leichen, Brandstätten und Trümmerhaufen; diese Fremdlinge schonten keinen Mann, der vor die Spitze ihrer Schwerter kam, und nagelten die Gefangenen an die Bäume, wo sie den Bogenschützen als Zielscheiben dienen mußten. In einem Weiler bei Vilshofen errichteten die Böhmen eine Verzäunung aus dürren Sträuchern, die angezündet wurden; auf einen Wink ihres Führers jagten sie Frauen und Kinder in die Flammen und trieben alle, die sich aus den Gluten flüchteten, mit Spieß und Schwert wieder zurück . . .

Die Städte wurden mit glühenden Kugeln beschossen, die Kirchen angezündet und die ge-

weihten Gefäße geraubt, sowie die heiligen Bilder zertrümmert.

Das Blut der Erschlagenen, der Jammer der verhungernden Witwen und Waisen schrie um Rache gen Himmel, und dieser strafte die Urheber dieser Greuelthaten; denn wenige Wochen nach Beginn dieses Kampfes, der im ganzen Reiche der Mordbrennerkrieg hieß, starb plötzlich Pfalzgraf Ruprecht und kurz darauf die wildherzige Pfalzgräfin Elisabeth. Alles erblickte in dem Tod dieser in voller Lebensblüte stehenden Fürsten eine Strafe Gottes; trotzdem aber die Anstifter des Mordbrennerkrieges in die Grube sanken, hörte derselbe doch nicht auf.

Georg von Wisbeck, der Feldhauptmann des pfälzischen Heeres, schwur den Söhnen der Verstorbenen, Otto, Heinrich und Philipp, Treue und gute Dienste und zog an der Spitze seiner Horden nach München, wo die Herzöge Hoflager hielten. An der Isarbrücke stellten sich ihm die Reisigen entgegen und schlugen seine Söldner in die Flucht.

Jetzt rüstete sich auch Kaiser Maximilian zu jenem Kriegszug, der unter dem Namen „Kehrab" bekannt ist, denn das Bayerland sollte von den Mordbrennern und fremden Söldnerscharen rein gefegt und diese über die Grenze gekehrt werden.

So kam es, daß Hans Kirchheimer, der mehrere Jahre lang still bei seiner Mutter

lebte, wieder zu Spieß und Schwert greifen und den Landsknechten sich zugesellen mußte. Auf dem Lechfelde, der 37 Kilometer langen Ebene zwischen dem Lechflusse und Wertach, hielt der Kaiser Schau über dieselben und rief aus:

„Ich wollte gern eine Grafschaft opfern, wenn ich dieses Heer an die Grenze Frankreichs führen dürfte!“

Außer dem hellen Haufen der Landsknechte zogen noch 10,000 Reisige des Schwäbischen Bundes und viele Fähnlein der verbündeten Fürsten in den Krieg „Kehrab“; den stattlichsten Anblick aber boten die Geschütze, welche den Stolz des Kaisers bildeten.

Unter der Leitung des Zeugmeisters Michael Otten rollte die „Arkeley“ oder Artillerie in unabsehbarer Reihe daher. Da fuhr die „Scharfmetze“, welche 50 Kilogramm schwere Kugeln schleuderte und von 33 Pferden gezogen wurde; der 40 Kilogramm schwere „Basilisk“, den 25 Pferde zogen, während 17 Karren und 119 Rosse dessen Schießbedarf fortschafften, die „Singerin“, die „Nachtigall“, welche 23 Kilogramm schwere Kugeln warf und 33 Karren, sowie 88 Pferde brauchte, die „Notschlange“, der „Barrlebaus“ und der „Weckauf“.

Während der kaiserliche Feldhauptmann Ruprecht Reichenberg mit 6000 Fußknechten und 1000 Reitern von Tirol aus den böhmi-

schen Söldnern nachsetzte, verfolgte sie das Reichsheer von Westen her, so daß sie wie eine Ratte zwischen zwei Fallen gerieten.

In der Nähe von Regensburg holten die Landsknechte und Reisigen des Kaisers die Böhmen, welche gerade das Schloß Schönberg erstürmten, ein. Während die Kaiserlichen den Regenfluß überschritten, klang Glockengeläute aus Regensburg herüber und Kaiser Maximilian rief, als er dies hörte, freudig bewegt:

„Nun helf' uns Gott! In der Stadt betet das Volk um Sieg!"

Im Hafenreuter Felde, bei dem Weiler Menzesbach stellten die Böhmen, die endlich standhalten mußten, ihre Wagenburg auf; sie bildete ein Viereck, zu dessen beiden Seiten Tannenwälder grünten, während auf denen, die frei lagen, der Feldhauptmann Georg Wisbeck und der Führer der Böhmen Ritter Libock die Söldner in Schlachtreihe aufstellten. Zur Sicherung derselben wurden Pavesen, hohe, längliche Holzschilder, die unten zugespitzt waren, in die Erde gerammt, so daß sie eine Art Schanze bildeten, hinter der die Böhmen Deckung fanden.

Kaiser Maximilian teilte sein Heer in drei Haufen, von denen die Landsknechte die Mitte einnahmen.

„Ihr sollt den Stier bei den Hörnern angreifen!" rief er diesen zu, „und den ersten Sturm unternehmen."

Die Landsknechte brachen in ein Jubelgeschrei aus und ihr Führer sagte:

„Wer von euch im „verlorenen Haufen“ gehen will, der hebe die rechte Hand auf; denn heute soll nicht das Los entscheiden. Unser Schlachtruf lautet: Siegen oder sterben!“

Alle wiederholten: „Siegen oder sterben,“ und reichten die Arme in die Höhe.

So kam es, daß die wehrtüchtigsten Männer heute im „Igel“ standen und der Fähnrich, welcher ihr Fähnlein flattern ließ, war Hans Kirchheimer.

Die meisten Landsknechte schnitten Kerbe in die Schäfte ihrer Lanzen, damit sie dieselben fester halten konnten.

Auf ein Zeichen des Kaisers tönten die Trompeten, die Trommler schlugen ihre Kalbfelle und die Schar schritt langsam, aber ruhig die Anhöhe empor, wo die zehntausend Böhmen mit vorgehaltenen Schildern den Angriff erwarteten.

Der erste Anprall glich dem Anbranden einer mächtigen Woge, die gegen einen Fels schäumt und verrinnt, denn die Böhmen wichen nicht; in die Lücken, welche die Lanzen der Landsknechte in ihre Reihen gerissen, drängten sich neue Streiter und so blieb ihre Schlachtreihe ungebrochen.

Kaiser Maximilian, der mit brennenden Augen den Ansturm der Seinigen beobachtete,

sprengte mit seinem Gefolge und einer Schar Reisiger heran und versuchte den Feind von der Seite anzugreifen.

Die Böhmen aber wehrten sich, so berichtet ein Chronist, wie angeschossene Eber und deckten sich, so oft Schwerthiebe auf sie niedersausten oder Lanzenstiche sie bedrohten, hinter ihre Pavesen.

Jetzt befahl der Kaiser, welcher an der Spitze der Landsknechte hielt, diesen, ihre Reihen zu lösen und sich gegen die Seitenflügel des Feindes zu ziehen.

„Wir müssen den Geschützen Raum machen,“ rief er dem Georg Frundsberg zu.

Der Stuckmeister hatte zehn Geschütze auf einem der Wagenburg gegenüberliegenden Hügel aufführen lassen und überschüttete jetzt die Schlachtlinie der Böhmen mit einem Hagel von Steinkugeln, wodurch deren Schilder zertrümmert und viele Männer getötet wurden.

Nachdem der Feind in Verwirrung geraten und die Lücken in seiner Schlachtreihe nicht mehr füllte, befahl Kaiser Maximilian den Landsknechten:

„Schließt die Reihen und stürmt aufs neue!“

Es geschah, und ein blutiges Handgemenge entstand, bei welchem ein Böhme mit seinem Streitkolben einen Streich gegen den Arm des Hans Kirchheimer führte, so daß dieser die Fahne sinken ließ. Im nächsten Augenblicke

aber raffte er sie mit der linken Hand auf und schwang sie durch die Lüfte; bald aber wurde auch sein linker Arm durch einen Stich verwundet und die Fahne fiel zum zweiten Male in den blutgetränkten Wiesengrund.

Hans Kirchheimer warf sich, eingedenk seines Schwures, über dieselbe und deckte sie mit seinem Leibe, der von Fußtritten, Stichen und Hieben getroffen und schwer verletzt wurde. Er blieb leblos über dem Fahnentuch liegen!

Der Kaiser, der in der vordersten Reihe seiner Landsknechte stand, geriet plötzlich in große Gefahr, denn ein riesiger Böhme stieß ihm von hinten den Spies in den Arm und wollte ihn eben durch einen zweiten Stoß aus dem Sattel werfen, da spaltete Herzog Erich von Braunschweig dem heimtückischen Angreifer den Schädel, daß er tot zu Boden sank, und rettete den Kaiser.

Dieser preßte die Hand auf die heftig blutende Armwunde und sagte zum Herzog:

„Ich verdanke Euch mein Leben! Erinnert mich daran, wenn Ihr einst eine Gnade von mir erlangen wollt!“

Er wurde durch das Geschrei der Landsknechte: „Sieg, Sieg!“ unterbrochen, und sah, daß diese, nachdem ihr letzter Ansturm gelungen war, die Böhmen wie ein Rudel Wild auseinander jagten; was nicht unter den Lanzenstichen und Schwertstreichen der deutschen Männer

zu Boden sank, flüchtete in die Wälder oder Gebüsche, die längs der Flußufer grünten.

Hier aber fanden die Besiegten kein sicheres Versteck, denn die über ihre Mordbrennereien erbosten Bauern saßen ihnen auf den Fersen, stöberten jeden Flüchtling auf, und so kamen noch Tausende ums Leben. Über 2000 tote Böhmen bedeckten das Schlachtfeld und 700 wurden gefangen.

„Wir wollen die Hunde, welche weder Frauen noch Kinder geschont und unsere Heiligtümer zerstört haben, erschlagen!“ schrieen die Landsknechte und fielen über die Gefangenen her; zu deren Glück aber ritt Kaiser Maximilian in dem Augenblicke, wo ihnen der Garaus gemacht werden sollte, über das Blachfeld.

„Ein Feigling!“ rief er mit lauter Stimme, „wer einen Wehrlosen angreift. Die Gefangenen stehen unter meinem Schutze!“

Bei diesen Worten senkten die Landsknechte ihre erhobenen Waffen und ließen die Böhmen frei.

Dann befahl der Kaiser dem Grafen von Zollern, daß er dieselben unter sicherem Geleite über die Grenze, in ihre Heimat schaffen sollte; den Landsknechten aber sagte er:

„Folgt mir in die Stadt Regensburg. Die Bürger sind gut kaiserlich gesinnt und berühmt wegen ihrer Gastfreundschaft; sie werden euch gut beherbergen und mit Speise und Trunk versehen.“

Die Landsknechte jubelten und sammelten sich, um in geschlossenen Reihen nach Regensburg zu ziehen.

Als der Kaiser, von ihnen geleitet, am Stadtthor angelangt war, überreichten ihm der Bürgermeister und die Ratsherren einen silbernen, kunstvoll gearbeiteten Humpen, der bis zum Rande mit Goldstücken gefüllt war.

„Das ist unser Dank für den Sieg," sprach der Bürgermeister, „durch welchen wir von der Geißel der Mordbrenner befreit worden sind!"

Kaiser Maximilian nahm die Gabe huldvoll an und ritt in die Kaiserherberge „zum goldenen Kreuz", wo er ein mit köstlichen Speisen und guten Weinen gedeckten Tisch fand. Mitten im fröhlichen Mahle, das er mit seinen Begleitern einnahm, verstummte er plötzlich und sein Angesicht zeigte eine düstere Miene.

Er sprang vom Sitze auf und sagte zu Kunz von der Rosen: „Begleite mich. Ich will nachsehen, ob die Verwundeten gut untergebracht sind?" Während er den Herren seines Gefolges winkte, daß sie zurückbleiben und ihren Schmaus nicht unterbrechen sollten, schritt er aus dem Saale. Sobald er in den Stadtteil, wo die Landsknechte ihr Lager aufgeschlagen hatten, gelangt war, fragte er:

„Wo sind die Verwundeten?"

„Die Bürger von Regensburg haben sich trotz schöner Worte und Versprechungen recht

hartherzig und knauserig gezeigt," erwiderte der Feldhauptmann. „Als wir für unsere verwundeten Gefährten Obdach, Betten und Ärzte verlangten, schlossen sie sich in ihre Häuser ein ließen die Armen hilflos auf der Straße liegen!"

„Schmach und Schande über diese Krämerseelen!" brauste der Kaiser auf. „Führt mich zu den Verwundeten."

Es geschah, und der Kaiser wurde in eine Scheune geleitet, wo auf Strohbündeln Hunderte von Verwundeten lagen, die jammerten, stöhnten und kläglich riefen: „Wasser, Wasser. Erbarmt euch und verbindet unsere Wunden!"

Der Kaiser, welcher beim Schein einer Pechfackel das gräßliche Bild des Elends sah, war tiefbewegt und zornig zugleich.

„Tragt alle Verwundeten in die Kaiserherberge und bringt sie in den besten Gemächern unter. Die schwer Verwundeten sollen in meinen Gelassen liegen. Mein eigenes Bett bleibt ihnen überlassen. Ich will lieber im Freien nächtigen, ehe ich einen dieser Tapferen leiden lasse . . ."

Nach kurzer Zeit bewegte sich ein Zug von Landsknechten, die in ihren Armen oder auf Bahren ihre kranken Gefährten trugen, nach der Kaiserherberge und bald waren die Prunkgemächer im „goldenen Kreuz" mit Verwundeten gefüllt. Kein Raum, auch nicht das Schlafgemach des Kaisers blieb unbenützt, und so glich die Kaiserherberge im Nu einem großen Hospital.

Auf die Kunde davon eilten die Ratsmänner in festlichen Kleidern, die sie noch nicht abgelegt hatten, herbei und der Bürgermeister versuchte den heftig erzürnten Kaiser zu besänftigen; dieser aber ließ ihn nicht zu Wort kommen und rief:

„Ich werde noch in dieser Stunde euere ungastliche Stadt verlassen. Ihr habt unchristlich und hartherzig gehandelt. Bessert euch, damit Gottes Strafe euch nicht treffe!“

Ehe er zu Roß stieg, fragte er den Feldhauptmann der Landsknechte:

„Wo ist der Fähnrich Hans Kirchheimer?“

„Wir fanden ihn leblos auf dem Schlachtfelde,“ erwiderte dieser . . .

„So ist die Fahne, die er trug, in die Hände der Böhmen geraten?“ unterbrach ihn der Kaiser.

„Der tapfere Jüngling ist seinem Schwur treu geblieben,“ fuhr der Feldhauptmann fort. „Er opferte Leib und Leben, um das Fähnlein zu verteidigen!“

Der Kaiser blickte traurig und sagte mit bewegtem Tone:

„Wie beklage ich die arme Mutter des Tapferen! Ich werde mich ihrer annehmen.“

Von Regensburg reiste Maximilian über München nach Tirol; dort lag an der Grenze zwischen diesem Alpenlande und Bayern die Feste Kufstein, welche gleichsam den Schlüssel

Tirols bildete. Während des Bruderkrieges hatte ein Häuflein böhmischer Söldner dieselbe überrumpelt und sich dort festgesetzt; jetzt lagen auch die Reisigen des pfälzischen Heeres hinter deren Mauern und Johannes Prenzenauer, ein wehrtüchtiger, kühner Mann, leitete die Verteidigung.

Kaiser Maximilian rückte selbst an der Spitze eines mächtigen Haufens heran und belagerte Kufstein; während sein Feldhauptmann Rudolf von Anhalt von der Stadt Rottenburg her einen Angriff unternahm, ließ der Kaiser Geschütze herbeischaffen und auf einer Felshöhe des linksseitigen Ufers aufpflanzen; darunter befanden sich der „Barlebaus“ und „Weckauf“.

Bevor die Beschießung begann, erschien ein kaiserlicher Herold vor den Thoren der Feste und verkündete:

„Mein kaiserlicher Herr bietet euch freien Abzug und sicheres Geleite in euere Heimat an. Übergebt ihm Kufstein!“

Johannes Prenzenauer aber erwiderte: „Die Festung ist sowohl wegen der Stärke ihrer Mauern und Lage, als auch wegen des Mutes ihrer Verteidiger uneinnehmbar! Meldet dies dem Kaiser.“

Eine Stunde später sauste eine Steinkugel nach der anderen gegen die Mauern und so oft ein Geschoß anprallte, erschien Johannes Prenzenauer, der wegen seiner riesigen Leibesgestalt

und seines langen schwarzen Bartes allen Belagerern bekannt war, auf dem Wallkranze und fegte das Mauerwerk mit einem Besen rein. Er wollte dadurch dem Kaiser sagen: „Deine Kugeln richten einen so geringen Schaden an, daß ein Besen genügt, um denselben auszubessern.“

Über diesen Spott ergrimmte der Kaiser und rief:

„Weh dir, dreister Mann. Die Besenrute soll sich in ein Beil verwandeln, welches dir den Kopf abschlagen wird! Und nicht allein Prenzenauer, sondern alle Rottenführer sollen geköpft werden! Wer von euch,“ fügte er zu seinen Begleitern gewendet hinzu, „für einen derselben Fürsprache einlegt, erhält von mir einen Backenstreich.“

Tag um Tag flogen aus den schweren Geschützen Hunderte von Kugeln in ihre Feste und rissen bald hier eine breite Lücke, oder warfen bald eine Mauer in Trümmer. Jetzt kam Johannes Prenzenauer zur Einsicht, daß Kufstein doch nicht uneinnehmbar sei, und sandte eines Morgens zwei Knaben, die weiße Gewänder und weiße Stäbe trugen, in das Lager des Kaisers, um Frieden zu bitten.

Der Kaiser erwiderte dem Manne, welcher die Knaben begleitete:

„So will Euer Hauptmann endlich den Besen weglegen, mit dem er uns gehöhnt hat. Geh’

hin und sag' ihm, daß ich mit einem Spottvogel nicht unterhandeln will. Hat er die schöne Feste durch meine Kugeln zerstören lassen, so mag er jetzt, solange es ihm beliebt, die Trümmer derselben behalten."

Die Geschütze, welche seitdem ohne Aufhören abgefeuert wurden, brachen auch den Mut der Belagerten, denn während einer finsteren Nacht versuchte Johannes Prenzenauer sich heimlich aus der Feste zu schleichen; schon hatte er das Pförtchen geöffnet und den Wallgraben erreicht, da sprang ein Söldner, der Wache hielt, herbei und hielt ihn, während er laut schrie, fest. Jetzt erklärten alle Verteidiger: „Wir wollen, seitdem der Anführer uns feig im Stich ließ, nicht länger kämpfen!" und sandten Boten an den Kaiser, die meldeten: „Wir übergeben Euch die Burg, welche wir nicht länger halten können!"

Kaiser Maximilian ließ die Söldner frei abziehen und behielt nur 64 Rottenführer zurück, die gefesselt und später dem Scharfrichter übergeben wurden. Dieser begann bereits am folgenden Tage, nachdem der Kaiser in Kufstein eingezogen war, sein blutiges Amt und schon lagen 42 abgeschlagene Köpfe vor ihm, da näherte sich Herzog Erich von Braunschweig dem Kaiser, beugte sein Knie und sagte:

„Kaiserlicher Herr, schonet das Leben der übrigen Gefangenen."

„Nein,“ erwiderte Maximilian barsch. „Keiner soll am Leben bleiben!“

„Bei Menzesbach spracht Ihr, gnädiger Herr,“ fuhr Erich von Braunschweig fort, „daß ich eine Gnade von Euch fordern dürfe . . . Ich thue dies heute und wiederhole: Schenkt den Gefangenen das Leben.“

Der Kaiser erwiderte: „Wißt Ihr auch, daß ich versprochen, jedem, der für sie bittet, einen Backenstreich zu geben.“

„Ich weiß dies,“ rief der Herzog und hielt ihm seine Wange entgegen. „Schlagt zu — aber erfüllt meine Bitte.“

Maximilian gab ihm einen leichten Backenstreich und sagte:

„Ihr seid bestraft worden. Euere Bitte soll gewährt werden.“

So geschah es auch, und 22 gefangene Führer blieben am Leben.

Nachdem das letzte Bollwerk der böhmischen Söldner gefallen war, demütigten sich die jungen Pfalzgrafen Otto, Heinrich und Philipp, indem sie sowohl ihr Heer entließen, als auch den Kaiser um Verzeihung baten. Dieser reiste von Tirol nach Köln, wo er sich mit den Kurfürsten beriet und im April 1505 einen Schiedsspruch verkündigen ließ, durch welchen den Söhnen des Pfalzgrafen Ruprecht das nördliche Donauland ausgeliefert und der Krieg „Kehrab“ beendigt wurde.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Opfer der Bundschuhbrüder.

Auf der Reise von Köln nach seinem lieben Augsburg rastete Kaiser Maximilian in der Stadt Nördlingen; da erschien, während er in der Kaiserherberge beim Mahle saß, ein Mann in Landsknechttracht, der ihm durch Kniebeugen und Handkuß huldigte; der Kaiser blickte ihm scharf ins Gesicht und rief im freudigen Staunen:

„Hans Kirchheimer! Ich habe dich als tot betrauert!"

„Ich bin wie durch ein Wunder gerettet worden," erwiderte dieser; er trug auf der Stirn eine tiefe Narbe, die von einem Lanzenstiche herrührte und lahmte, während er sonst das Bild eines in voller Kraft blühenden Mannes bot.

„Erzähle mir alles," befahl der Kaiser, „was du erlebt hast. Ich habe aus dem Munde des Feldhauptmanns gehört, daß du das Fähnlein mit Leib und Leben verteidigtest. Sei darum willkommen, du tapferer Landsknecht!"

„Als ich nach langer Ohnmacht wieder zum Bewußtsein kam," begann Hans Kirchheimer, „lag ich verlassen auf dem Felde und wäre verkommen, da näherte sich ein Bauer, den gewiß Gottes Gnade hierher geführt, und hörte meine Rufe. Er trug mich in seine Hütte und pflegte mich wie sein eigenes Kind, während der Dorfschmied, der in jungen Jahren Feldscher gewesen, meine Wunden verband und heilende Kräuter auflegte. So genaß ich und kehrte, da ich ein Krüppel geworden, zur Mutter zurück, die, mich für tot haltend, aus Gram krank geworden war. Ich saß wochenlang an ihrem Bette, das sie nicht mehr verließ, und in meinen Armen hauchte sie ihre fromme Seele aus . . . Jetzt kam eine böse Zeit über mich, denn ich konnte als Krüppel, dessen linkes Bein durch einen Kolbenschlag zerschmettert worden, keine schweren Arbeiten, wie sie der Ackerbau verlangt, thun und war auch zum Waffenknecht untauglich geworden. Da hörte ich, daß Ihr, mein kaiserlicher Herr, wieder nach Schwaben kommen würdet und machte mich auf . . ."

Nach diesen Worten sank er dem Kaiser zu Füßen und schloß:

„Erbarmt Euch des Verlassenen und helft mir in der Not!"

Der Kaiser blickte gerührt auf den Landsknecht und rief:

„Bleib' bei mir und dien' in meinem Hof-

staat. Ich will von dieser Stunde an wie ein Vater für dich sorgen!“

Im stillen aber sagte er sich: „Wie danke ich Gott dem Herrn, daß ich das, was mir Kirchheimer, der Vater, Gutes erwiesen, an seinem Sohne vergelten kann!“

So zog Hans die Tracht eines Landsknechtes für immer aus und wurde den Dienern zugesellt, welche stets in der Nähe des Kaisers weilten und niemals von dessen Seite wichen.

Wenige Tage nach dieser Begegnung, welche einen glücklichen Wendepunkt im Leben des Hans Kirchheimer bildete, zog Kaiser Maximilian mit seinem Gefolge in Augsburg ein.

Welch herrlichen, Herz und Sinne ergötzenden Anblick bot Augsburg zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts! Die Häuser waren mit Erkern und Pfeilern geziert, mächtige Giebel ragten darüber und ihre Außenseite zeigte buntfarbige Malereien, welche teils Scenen aus der deutschen Sagenwelt und teils Sinnbilder, Sprüche aus der Bibel darstellten. Wenn ein Wanderer in jenen Tagen eine Straße Augsburgs betrat und längs der Häuser hinabspähte, da glaubte er in einem Bildersaale zu stehen, denn zu beiden Seiten reihte sich, soweit die Straße reichte, ein riesiges Gemälde an das andere.

Eine Thür aus geschnitztem Eichenholze,

an der ein schwerer, kunstvoll gearbeiteter Klopfer aus Metall hing, führte in den mit Steinplatten belegten Flur des Hauses; auf einer Wendeltreppe aus Holz, deren Brüstung und Geländer kunstvolle Schnitzereien trugen, ging es in den Oberstock: dort lagen die Wohn- und Prunkgelasse, deren Decke teils aus dunkelfarbigen Balken, die quer durch die Mitte derselben gezogen waren, teils aus geschnitztem Holzgetäfel bestand. Die Fenster lagen in tiefen Nischen und zeigten im Glas bunte Schildereien, während die Wände mit dunklem Leder und die unteren Teile mit Getäfel verkleidet waren.

In einem Winkel stand der Ofen aus bunten, glasierten Kacheln, um den sich eine breite Bank hinzog. In den Laden und Truhen, die längs den Wänden standen und auf deren Deckeln weiche Kissen lagen, wurden die Vorräte von selbstgesponnenem Linnen aufbewahrt und die Schenkbank im Gaststübchen barg goldene und silberne Humpen, Teller und Schüsseln, die den Schatz des Hauses bildeten. Speicher und Keller waren stets wohlgefüllt.

Kaiser Maximilian wohnte zu Augsburg in einem eigenen Hause, das in der Nähe der heiligen Kreuzkirche lag und Raum für hundert Bewohner bot. Sobald er hier sich behaglich niedergelassen hatte, erschienen die Bürgermeister Hieronymus Welser und Ulrich Artzt in Amtstracht und der erstere sprach:

„Wir heißen Euch, kaiserlicher Herr, im Namen der Bürgerschaft willkommen und huldigen Euch als treu gehorsame Unterthanen.

Es drängt uns, die Siege, welche das kaiserliche Heer im „Kehrabkriege" gewonnen hat, bei Schmaus und Tanz zu feiern; und darum bitten wir demütig, daß Ihr, glorreicher Herr, heute abend der Gast Augsburgs sein wollet."

Kaiser Maximilian erwiderte: „Ich danke euch für Willkommgruß und Huldigung. Ihr wißt ja, wie gern ich unter den Augsburgern, die ein fröhliches Volk*) sind, weile. König Ludwig XII. von Frankreich, der meine Vorliebe für euch verspotten wollte, hat mich den Bürgermeister von Augsburg genannt! Ich freue mich aber darüber und werde gern der Gast euerer Bürgerschaft sein."

Nach diesen Worten entließ der Kaiser die beiden Bürgermeister, welche den gnädigen Empfang in der ganzen Stadt verbreiteten und dadurch die Freude der Augsburger erhöhten. Diese nannten seitdem mit Stolz ihre Stadt: die Kaiserherberge.

Am Abende füllten den goldenen Saal des Rathauses viele Hunderte von Bürgern mit ihren Frauen und Töchtern, welche erschienen

*) Ein geschichtlich verbürgtes Wort des Kaisers.

waren, um den geliebten Kaiser zu sehen und einen Blick oder ein Wort von ihm zu erhaschen.

Die Ratsmänner und Patrizier, die Kaufherren waren prächtig gekleidet; ihre Tracht bestand aus Röcken von schwarzem, feinem Tuche, die an den Hüften von breiten, silbernen Gürteln umschlossen waren; darüber trugen sie die Schaube, das mantelförmige lange Oberkleid, das mit Marderfellen und anderem kostbaren Pelzwerk verbrämt war; das Haupt bedeckten sie mit hohen breitkrämpigen Hüten, die silberne Knöpfe zierten; die jüngeren Kaufherren und Bürger hatten sich in Wämser aus buntfarbiger Seide, deren Ärmel geschlitzt und mit Puffen versehen waren, gekleidet; als Kopfbedeckung hatten sie Barette, flache, runde und schirmlose Mützen, die mit bunten Bändern geschmückt waren; einige schlangen außerdem die Sendelbinde, ein langes, schmales Tuch aus Seide, um das Haupt und ließen die Enden desselben von den Schultern niederhängen. An den Fingern steckten goldene, mit Edelsteinen gezierte Ringe, in welche das Zeichen ihrer Handelschaft eingegraben war.

Die Frauen und Töchter Augsburgs zeigten sich in nicht minder prächtigen Gewändern; die meisten trugen Hauben aus gestreifter, blendend weißer Leinwand, die, in Falten gelegt, weit abstanden, während unter diesen ein Tuch von derselben Farbe Haupt und Hals verhüllte,

und andere bedeckten sich wie die Männer mit goldgestickten, federgezierten Baretten. Das Unterkleid aus Goldstoff oder feinem Brabantertuche schloß sich eng an den Körper und reichte bis zum Halse, den eine zierliche Krause aus Seide oder Sammet umrahmte; im Rücken endete das Unterkleid in eine lange Schleppe, welche die Trägerin im Gedränge über den Arm hängte.

Über dieses Kleid legten sie ein Obergewand, das ärmellos und vorn offen war, damit der goldene, mit kostbaren Steinen besetzte Gürtel sichtbar wurde.

Das Obergewand hatte Zadeln, ausgezackte Streifen an seinen Säumen. Die Füße steckten in zierlichen Schuhen aus feinem, rotem Leder oder Sammet und waren mit silbernen Schellen geziert. Während die Frauen ihre Haare verhüllten oder hinten in ein Netz aus Goldfäden versteckten, gingen die Jungfrauen barhaupt und ließen das Haar in langen Zöpfen oder gelöst über den Rücken fallen. Sie hatten Perlenkränze, silberne Spangen und Blumen hinein geflochten.

Kaiser Maximilian erschien beim Feste der Augsburger in einer Kleidung, die aus schwarzem Sammet bestand und so reich mit Diamantsteinen besetzt war, daß sie auf 200,000 Goldgulden geschätzt wurde. Er zeigte sich sehr leutselig und sprach mit jedem, der seine Auf-

merksamkeit erregte. Als die Zinkenbläser und Spielleute, die auf einer Bühne nahe der Saaldecke saßen, eine Tanzweise anstimmten, reichte er der Ehefrau des Bürgermeisters Ulrich Artzt die Hand und eröffnete mit ihr den Tanzreigen; nachdem das Paar einmal den Saal umschritten, geleitete er seine Gefährtin zu ihrem Sitze und forderte eine andere Frau zum Tanze auf; so that er es viele Stunden lang und die meisten Augsburgerinnen des Patrizierstandes genossen die Ehre, einen Reigentanz mit dem Kaiser zu machen. Beim Mahle, wo er in fröhlicher Stimmung unter den Bürgern saß, näherte sich Jakob Fugger, der „Reiche“ genannt, seinem Sitze und sprach:

„Mein Haus, das ich am Weinmarkt bauen ließ, steht fertig da. Erweiset mir die Gnade, kaiserlicher Herr, und nehmt es in Augenschein. Ihr seid ja ein Freund und Förderer aller schönen Künste, und viele Meister mit Pinsel und Meißel, welche in Euerer Gunst stehen, haben mein Haus ausschmücken helfen.“

„Ich werde mit Freuden Euer Haus besichtigen,“ erwiderte der Kaiser huldvoll. „Es ist mir als ein Wunderbau von Schönheit, Kunst und Prunk geschildert worden.“

Nachdem das Mahl, durch welches die Bürgerschaft Augsburgs die Siege des Kaisers feierte, zu Ende war, geleiteten alle Ratsherren denselben in festlichem Zuge nach seinem Hause;

jeder trug eine Pechfackel, deren glutroter Schein die Straßen der Stadt, über welche bereits die Nacht hereingebrochen war, taghell erleuchtete.

Das Haus des reichen Jakob Fugger, welches Kaiser Maximilian besuchte, glich mit seinen mächtigen Giebelmauern, deren Rundbogenfenster im Erdgeschosse Eisengitter verschlossen, den großen, von einer aus Stein gemeißelten Säulenhalle überragten Thoren, den vielen Erkern und hohen Türmchen einer Burg. Ein gewölbter Flur führte in einen viereckigen, von Nebengebäuden eingesäumten Hof; rings um das Erdgeschoß und die Stockwerke zogen an der Innenseite offene Säulengänge, deren Brustwehren und Bogenwölbungen reich mit Steinblumen geziert waren. Im obern Stockwerke lag die Bücherei, denn Jakob Fugger hatte neben der Baulust noch die Liebhaberei des Büchersammelns, und der Prunksaal, dessen Wände und Decke mit geschnitztem Getäfel verkleidet waren, während die kostbarsten Teppiche den Estrich bedeckten. Wohin das Auge schaute, glitzerte und funkelte es von getriebenem Gold und venezianischem Glas, das sowohl an den Schanktischen voll Speisegeräten und Trinkgefäßen, als auch an Spinden, Truhen und Tischen zur Schau gestellt war. In dem Garten, der hinter dem Fuggerhaus lag, standen Bildsäulen aus Erz und Marmor und blühten die seltensten Pflanzen und Bäume,

welche aus dem Morgenlande stammten. Wasserkünste, die durch 200 Röhren gespeist wurden, ergötzten die Lustwandelnden, versetzte sie aber auch in Schrecken; es wurden die Gäste, welche auf einer Marmorbank sich niedergelassen hatten, plötzlich durch einen Springquell, der aus verborgenen Ritzen hervorbrach, durchnäßt und in die Flucht gejagt.

Als Kaiser Maximilian zum ersten Male das prächtige Fuggerhaus betrat, rief er entzückt aus:

„Dieser Bau hat nicht seinesgleichen in der ganzen Welt. Ihr lebt ja herrlicher, als alle Fürsten Europas, Herr Fugger. Gott schütze Euch, daß der Reichtum nicht, wie die heilige Schrift sagt, Euer Herz verhärte!"

„Mein Herz schlägt noch warm für meine armen Mitbürger," erwiderte Jakob Fugger. „Erweist mir, kaiserlicher Herr, die Gnade, und laßt Euch in meine Fuggerei geleiten!"

„Es sei," erwiderte der Kaiser frohgelaunt. „Welches Wunderwerk habt Ihr dort bauen lassen?"

„Die Fuggerei entbehrt aller Kunst und Pracht und wird trotzdem Euer Wohlgefallen finden," sagte der Kaufherr. „Da es ein alter, schöner Gebrauch des deutschen Volkes ist, daß der Hausherr seinen Gast durch eine Gabe erfreue, so gestattet, daß ich Euch, bevor Ihr scheidet, kaiserlicher Herr, meine Spende zu Füßen lege."

Nach diesen Worten ließ sich Jakob Fugger auf ein Knie nieder und überreichte dem Kaiser eine Pergamentrolle, auf welcher geschrieben stand, daß das Kaufhaus Fugger dem Kaiser 170,000 Goldgulden schulde und bereit sei, die Summe sofort zu bezahlen.

„Ich danke für diese Gabe Euerer Gastlichkeit,“ rief der Kaiser, „und nehme sie an, denn die Kriege haben meinen Schatz geleert . . . Führt mich in die Fuggerei!“

Diese lag auf einer Halbinsel des St. Jakobsviertel und bildete eine kleine Stadt für sich, die von sechs Gassen durchzogen wurde und in welche drei große Thore führten; sie umschloß 100 Wohnungen, welche Jakob Fugger und seine Brüder Georg und Ulrich für die Armen bauen ließen, damit diese hier ein Heim, das nichts kostete, fanden.

„Ihr habt ein rechtes Wort gesagt,“ rief der Kaiser, als er die Fuggerei wieder verließ. „Das Haus, welches Ihr für die Armen bautet, bringt Euch mehr Ehre ein, als der Fuggerhof, denn es beweist, daß Ihr ein guter Christ und edelherziger Mann seid, und das gilt vor Gott und den Menschen mehr, als Kunstsinn und Reichtum!“

Eines Tages erschien Kunz von der Rosen mit einer so traurigen Miene vor dem Kaiser, daß dieser ausrief: „Ich erkenne meinen lustigen Rat nicht wieder. Was ist dir zugestoßen?“

„Etwas gar Trauriges, das mir das Herz wie mit giftigen Pfeilen verwundet,“ erwiderte Kunz. „Aus Steiermark und Krain, meiner Heimat, sind fünf Bauern in Augsburg angekommen, welche Klage wider die Herren führen. Die Greuel, welche diese verüben, schreien zum Himmel! Da ist es vor allem Georg von Thurn, dessen Raubsucht unerträglich geworden ist. Er macht die Bauern zinspflichtig und beschwert sie mit Frondiensten, daß ihnen nichts bleibt, als der Hungertod!

Diese Herren glauben, daß die Bauern nur deshalb auf der Welt seien, um Geld, immer Geld für sie zu schaffen.“

„Das sind Gedanken, die sich für einen Ritterbürtigen nicht ziemen!“ unterbrach ihn der Kaiser.

„Fürs Denken thut man keinen henken,“ sagte Kunz von der Rosen für sich. „Gönnet den Bauern aus Krain die Gnade, ihre Klagen anzuhören,“ fuhr er laut fort, „helft ihnen, kaiserlicher Herr, um Gottes willen!“

„Ich will deine Bitte erfüllen,“ sagte der Kaiser, und bald erschienen fünf Männer im Gelaß, deren Gesichter die Spuren schwerer Sorgen zeigten; sie trugen kurze Leibröcke, Lederhosen, Kappen aus Fellen und Schuhe, die vom Knöchel an mit kreuzweise gelegten Riemen festgebunden waren. Diese Fußbekleidung hieß wegen der Art des Bindens: der Bundschuh.

Er war im Mittelalter die Tracht der Unfreien, während die Herren — Stiefel trugen.

„Hilf uns, kaiserlicher Herr! Rette uns! Schütze uns Bauern gegen die Ritter!“ Mit diesem Rufe fielen die fünf Männer dem Kaiser zu Füßen und streckten die Hände wie flehend aus.

„Erzählt mir alles, was euer Herz bedrückt,“ sagte der Kaiser im milden Tone. „Vertrauet, daß ich euch, wenn euere Sache eine gerechte ist, beschützen werde.“

„Mein Sohn Peter,“ begann der älteste der Männer, „war Höriger des Herrn von Mindorf; dieser behandelte seine Unterthanen schlechter, als seine Jagdhunde und Rosse. Eines Tages brach ein Hirsch in den einzigen Acker, den wir besitzen, ein, und fraß alle Feldfrüchte, so daß wir in Gefahr kamen, zu verhungern. Peter geriet in Zorn und tötete das Wild. Am folgenden Tage erschien der Ritter vor unserer Hütte und befahl seinen Dienern: Ergreift den frechen Wilddieb und hängt ihn an den Ast einer Linde.“ Es geschah . . .

„Mein Bruder, der wegen Siechtum nicht Frondienste leisten konnte,“ sagte ein anderer Bauer, „wurde zwischen das Geweih eines Hirschen festgebunden und dieser in den Wald gejagt; dort rannte er zwischen den Bäumen hin und stieß bald an einen Stamm und bald wieder gegen einen Felsblock, so daß der Leib

meines armen Bruders zerfleischt und in Stücke gerissen wurde . . .“

„Als meine Mutter gestorben war,“ begann ein dritter Bauer, „erschien der Vogt unseres Fronherrn und forderte das Besthaupt;*) als er nichts fand, was ihm genügte, entriß er den erstarrten Händen der Toten, die auf der Bahre lag, ein silbernes Kreuzbild, das wir als ein altes Heiligtum verehrten, und steckte es in die Tasche . . .“

„Was wollt ihr, das geschehen soll?“ fragte der Kaiser, nachdem die Bauern ihre Klagen vorgebracht hatten.

„Befiehl dem Adel und allen Herren, daß sie uns Bauern nicht mehr beschweren und uns die großen wie kleinen Steuern freilassen,“ erwiderte einer derselben.

„Ich werde ein strenges Gericht über Georg Thurn und die Herren von Mindorf halten,“ rief der Kaiser. „Kehrt in euere Heimat zurück und verkündet dies eueren Genossen.“

Die Krainer zögerten, als der Kaiser ihnen den Wink gegeben, sich zu entfernen.

„Was bedrängt noch euer Herz?“ fragte dieser leutselig.

---

*) Besthaupt war ein Zinsrecht der Herren; wenn ein Unterthan starb, war er berechtigt, das Beste, was er hinterließ, das beste Kleid, das beste Roß, die beste Waffe zu nehmen.

„Wir vertrauen auf dein kaiserliches Wort, daß du uns schützen und unsere Peiniger strafen wirst," erwiderte einer der Bauern. „Unsere Landsleute aber werden an die frohe Botschaft nicht glauben, wenn wir allein und ohne Brief oder Herold von dir heimkommen."

Der Kaiser sann dann eine Zeit lang nach und blickte dann auf Kunz von der Rosen.

„Du sollst der Herold sein, den ich zu den Krainern sende," sagte er. „Suche die Herren in ihren Burgen und die Bauern in den Hütten auf und melde allen, daß der Kaiser seinen Schwur: Ein Schützer des Rechtes und ein Rächer des Unrechtes zu sein! erfüllen werde."

Kunz von der Rosen erwiderte: „Es fällt mir hart, von Euch, mein kaiserlicher Herr, den ich seit vierundzwanzig Jahren niemals verließ, zu gehen! Doch, ich werde gehen, wohin Ihr mich sendet."

„Begehrst du ein Geleite von einigen Hunderten Reisigen, welche die widerspenstigen Herren gefangen nehmen sollen?" fuhr der Kaiser fort.

„Ich werde nur von wenigen Dienern begleitet nach Krain reiten," erwiderte Kunz von der Rosen, denn:

„Läßt Gewalt sich blicken,
Geht das Recht auf Krücken."

Er küßte die Hand seines Herrn und schritt zur Thüre; an der Schwelle aber kehrte er noch

einmal um, denn es zog die Ahnung durch seine Seele, daß er den Kaiser nicht mehr sehen werde; dieser verstand den Schmerz, welcher seinen lustigen Rat beim Abschied quälte, und rief mit einer Stimme, aus der warme Empfindung wiederklang:

„Ziehe unter Gottes Schutz, mein Kunz! Treuer, als du, hat mir noch keiner gedient, und darum bist du mir auch der liebste Mann auf Erden. Ziehe unter Gottes Schirm! . . .“ Jetzt erst trennten sich der Kaiser und sein lustiger Rat.

Als Kunz von der Rosen nach einer beschwerlichen Reise die Grenze Krains überschritt, fand er das ganze Land im hellen Aufruhr.

„Da weder Kaiser noch Bischof sich unserer Sache annehmen, so müssen wir uns selber helfen.“

Unter diesem Rufe zogen die Bauern aus den Thälern der Save und von den Bergen der Karawanken nach Radmannsdorf und schlossen den Wendischen Bund; es waren 20,000 Männer, die mit Äxten, Sensen, Schwertern und Spießen bewaffnet schwuren: „Wir Bauern wollen so lange gegen die Herren kämpfen, bis wir ihrer Meister geworden sind. Es giebt keinen anderen Herrn, als den Kaiser und kein anderes Gesetz als die stara pravda!“

Kunz von der Rosen begegnete auf der Heerstraße, die nach Krain führte, einem Bauernhaufen, der, sobald er den Ritter erblickte, den Sang anstimmte:

„Stara pravda!
Ein jeder Bauer soll sich rächen,
Seines Herrn Gut und Leibe schwächen!
Wir wollen streiten fangen an
Keinen Ritter leben lah'n (lassen)
Stara pravda!"

Einige Männer sprangen aus der Reihe und stürzten sich auf ihn; schon erhoben sie Spieße und Schwerter, um sie in seinen Leib zu bohren, schon hielt einer sein Pferd am Zügel, da zog der Ritter das Schwert, drückte die Sporen dem Tiere in die Weichen und brach sich durch den Haufen Bahn. Seine beiden Diener folgten ihm, und so erreichten sie im gestreckten Laufe dahin sprengend, die Burg Maichan, wo Ritter Rudolf von Mindorf hauste.

„Ihr habt Euch in des Bären Höhle verirrt, Herr Ritter!" sagte dieser, nachdem sie sich Gruß und Gegengruß geboten, „denn ganz Krain ist in Aufruhr. Die Bauern ziehen sengend und plündernd durch das Land und fahnden auf uns Ritterbürtige."

„Was bedeutet das stara pravda, das jetzt von den Lippen eines jeden Bauern tönt?" fragte Kunz von der Rosen.

„Stara pravda ist ein altes Vorrecht des wendischen Bauernstandes, daß er niemand Abgaben zu zahlen brauchte, und daß Jagd, Fischerei, Weide und Wald für alle frei und offen blieb!" erwiderte der Ritter.

In diesem Augenblicke erschien an der Thür des Gelasses ein Reisiger und meldete, daß ein Haufe Bauern gegen die Burg heranziehe.

„Wir müssen jetzt für Gut und Leben kämpfen,“ rief der Ritter von Mindorf und führte seinen Gast auf die Zinne des Wartturmes, von wo sie im Thale eine nach Tausenden zählende Schar bewaffneter Männer erblickten. An der Spitze ging einer, der eine große Fahne trug; dieselbe war ein weißes Tuch, in dessen Mitte ein Bundschuh gemalt war. Ringsum stand die Inschrift: stara pravda.

„Das sind die Brüder vom Bundschuh, die allen Ritterbürtigen Tod und Vernichtung geschworen haben. Weh uns, wenn wir in ihre Hände fallen,“ sagte der Ritter.

Bald darauf stürmten die Bauern gegen die Burg und zertrümmerten, trotzdem Ritter und Reisige dasselbe tapfer verteidigten, das Thor. Wie ein Wildbach ergoß sich dann der Haufe in den Hof und in alle Gänge und Gelasse. Keiner, der ihnen in den Weg kam, blieb am Leben, und so wurden Rudolf von Mindorf und fünfzehn Edelleute niedergemetzelt.

Während des Kampfes hatte der erstere seinen Gast gebeten:

„Geleitet meine Ehefrau und das Kind in den Turm, wo Ihr ein Versteck finden werdet.“

Kunz von der Rosen erfüllte die Bitte des Ritters und glaubte seine Schützlinge geborgen;

er täuschte sich aber, denn die Bundschuhbrüder drangen, da ein Troßjunge den Verräter spielte, auch in den Turm ein und schleppten Kunz von der Rosen auf den Söller desselben; während er und seine Verfolger oben standen, sammelten sich mehrere Bauern im Wallgraben, der am Fuße des Turmes lag. In dem Augenblicke, wo der Ritter von den Fäusten der Bauern gepackt, in die Tiefe stürzte, streckten sie ihm ihre Lanzen entgegen ... Kunz von der Rosen wurde bei lebendigem Leibe gespießt und starb unter gräßlichen Schmerzen.

Die Burg Maichan wurde, nachdem die Bundschuhbrüder sie ausgeplündert, in Brand gesteckt; als das Feuer hell aufloderte, schleppten sie die Rittersfrau und ihr Knäblein, die sie im Turmverließ aufgespürt hatten, herbei und warfen beide in die Flammen. —

Als Kaiser Maximilian die Kunde von dem jammervollen Ende seines lustigen Rates vernahm, vergoß er Thränen und rief schmerzgebrochen aus:

„Ich armer Mann, dem sein treuester Freund entrissen worden ist!“

Sechzehntes Kapitel.

Ein seliges Ende.

„Was für einen Nutzen hat der Mensch von all seiner Mühe und Bekümmernis des Geistes, womit er sich quält unter der Sonne? Alle seine Tage sind voll Schmerzen und Sorgen, und auch des Nachts ruht sein Geist nicht.“ (Eccles. II, 23.)

Die ewige Wahrheit dieses Wortes der heiligen Schrift mußte auch Kaiser Maximilian, der mächtigste Fürst der Christenheit, erfahren; denn trotz der Liebe, mit der die Völker seines Reiches ihm anhingen, und trotz aller Siege, die er in Deutschland und in den welschen Ländern errungen, plagten ihn, als das Alter gekommen war, viele Sorgen des Geistes und Gebresten des Leibes.

Zu Ende des Jahres 1518 fühlte er, daß seine Kräfte schwanden und die Gesundheit ihn verließ; da tauchte die Erinnerung an das grüne Alpenland Tirol in ihm auf, wo er umweht von frischen Lüften und auf einsamen Berges-

höhen seine glücklichsten Mannesjahre verlebt hatte. „Vielleicht werde ich in Tirol wieder gesunden," sagte er zu seinen Räten und befahl, daß alles zur Reise dorthin gerüstet werde.

Seitdem verließ ihn der Gedanke an den Tod nicht mehr, und er saß oft neben dem Sarg, den er vor vielen Jahren hatte bauen lassen; dieser glich mehr einer Truhe, so daß nur wenige seines Hofstaates wußten, zu was diese schwere, mit Eisen beschlagene Lade diente. Als der Kaiser eines Tages zu seinen Dienern sagte:

„Dieses Ding da," indem er auf die Truhe wies, „ist mir eines der liebsten Stücke meines Hausrats," glaubte alles, daß er darin seinen Schatz verwahrte.

Neben dem Gedanken ans Sterben sann der greise Kaiser viel über sein vergangenes Leben nach und ließ durch den Geheimschreiber Max Treitzsauerwein seine Abenteuer und heldenhaften Thaten aufzeichnen; so entstanden das Buch: „Der Weiskunig" und jenes vom „Ritter Teuerdank", welches Albrecht Dürer mit anderen Künstlern durch Holzschnitte ausstattete.

Trotz der herrlichen Siege und großen Thaten, die Maximilian vollbracht, blieb er demütig und gab in allem — Gott die Ehre; so that er es auch eines Tages, als ein Spötter ihm zurief:

„Als Adam grub und Eva spann,
Wo war denn da der Edelmann?“

Kaiser Maximilian erwiderte schlagfertig:

„Ich bin ein Mann, wie ein anderer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gan (gab)!“

Krank und lebensmüde schied er im September 1518 von Augsburg und rief, sein nahes Ende ahnend, als er die Türme dieser Stadt in der Ferne verdämmern sah: „Segne dich Gott, du liebes Augsburg und alle frommen Bürger darin. Wohl haben wir manchen guten Mut darin gehabt. Wir werden dich nicht mehr wiedersehen!“

Als er in Innsbruck anlangte, erschrak der Landeshauptmann Sigmund von Herberstein über das Aussehen und den Verfall der Kräfte seines kaiserlichen Herrn, der leider hier nicht die geträumte Stätte des Friedens und der Erholung fand; denn die Bürgerschaft weigerte sich, dem Gesinde des Kaisers Herberge zu geben.

„Was haben euch meine Leute Böses gethan?“ fragte dieser die Ratsherren, welche ihm aufwarteten.

„Ihr schuldet der Stadt noch zweitausend Goldstücke, kaiserlicher Herr,“ erwiderte der Bürgermeister. „Ehe diese nicht gezahlt sind, werden Euere Diener keine Unterkunft finden.“

Zornig über diese knauserige Denkart ließ sich der kranke Kaiser noch an demselben Tage in einer Sänfte nach Kufstein tragen und be-

stieg hier ein Schiff, welches, den Innfluß abwärts fahrend, ihn nach Passau brachte. Von hier aus setzte er die Reise auf dem Donaustrom fort, um Wiener-Neustadt, wo er geboren worden, zu erreichen.

Auf dem Wege aber befielen ihn Fieber und Schüttelfrost, so daß das Fahrzeug gelandet und der Kaiser in die Stadt Wels getragen werden mußte.

Hier lag er, von düsteren Todesahnungen, schweren Sorgen und Schmerzen gequält, bis sein großes Herz für immer stillstand, obwohl zwei berühmte Ärzte aus Wien, Polymius und Collimentius alles, was ihre Wissenschaft an Heilmitteln zu bereiten lehrte, versuchten und anwandten.

Am Fußende seines Bettes kniete Hans Kirchheimer und achtete auf jeden Atemzug seines Herrn; niemand in der Herberge trauerte tiefer und aufrichtiger als er, denn er verlor ja in ihm den Lebensretter und Begründer seines Glückes.

Nach langer Ohnmacht schlug der Kaiser am Morgen des 9. Januar die Augen wieder auf, und sein erster Blick fiel auf den treuen Diener Hans Kirchheimer.

„Tritt näher,“ sagte er mit kaum hörbarer Stimme.

Als dieser, dem Befehle des Kaisers folgend, neben dem Kopfende des Bettes kniete,

legte Maximilian wie segnend die Hand auf dessen Haupt und flüsterte:

„Du hast dich so tüchtig gezeigt, mein Hans, wie ich es erwartete. Deine guten Dienste habe ich belohnt, denn du sollst von dieser Stunde an Schloßvogt von Ambras sein. Bleibe aber so lange bei mir, bis ich . . ."

Der Kaiser endete nicht, denn eine neue plötzliche Ohnmacht raubte ihm Sprache und Besinnung. Dieser Anfall ging nach mehreren Stunden vorüber, und Maximilian fragte, nachdem er wieder zum Bewußtsein gekommen war:

„Wo ist mein Beichtvater, der Kartäusermönch Georg Reisch?"

„Er wartet im Vorgelasse seit drei Tagen, bis Ihr ihn rufen lasset, kaiserlicher Herr," erwiderte Hans Kirchheimer.

„Er soll eintreten," befahl der Kaiser.

Sobald der Mönch die Schwelle des Gelasses überschritten hatte, streckte ihm Maximilian die Hand entgegen und rief mit brechender Stimme:

„Ehrwürdiger Vater, weiset mir den Weg, der mich zum Himmel führt!"

„Es soll geschehen," erwiderte der Gottesmann. „Ein gutes und demütiges Herz, wie das Eurige, wird Gnade und himmlische Freuden im Jenseits finden . . ."

Am 12. Januar des Jahres 1519 verrann

das letzte Sandkorn in der Lebensuhr des Kaisers Maximilian, und er starb eines seligen Todes!

Seine Leiche wurde, wie er es gewünscht hatte, in den Sarg, den er seit Jahren mit sich führte, gelegt, und dieser nach Wiener-Neustadt, der Geburtsstadt des Kaisers, geführt. Dort ruht der „letzte Ritter“ in der Gruft der Kirche, welche Sankt Georg, dem Schutzherrn der christlichen Ritter, geweiht ist.

E n d e.

Inhalt.

Seite

Buchdruckerei der Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.